

Portrait

Freundlich, intellektuell, politisch, humorvoll. Farhad Vakof ärgert sich, wenn Menschen der herrschenden Religion ihres Herkunftslandes zugeordnet werden.



▶▶ Seite 3

Verwandtschaft

Familien im Wandel, Verwandte aus anderen Kulturen. In der Welt verstreute Verwandte, Bilder und Worte, die zusammenhalten.



▶▶ Seite 6–10

MigrantInnenbeirat

Wer soll wieso und wie kandidieren? Im Sommer wird der neue Migrantinnen- und Migrantenbeirat gewählt.



▶▶ Seite 12

Kultur

Andere Länder – andere Gesten. Conexao Brasil, ein wandernder InOrt, der Sehnsucht töten soll. Freiburg cannes was bieten.



▶▶ Seite 13–14



▲ Treue, Ehre, Mitgefühl: die Familie – oder das kleine Vaterland

Fotos / Fotomontage: kwasibanane

Die lieben Verwandten

beloved relatives
 дорога родина famille adorée
 Benim sevgili Akrabalarım I cari parenti los queridos parientes
 ძვირფასი ნათესაობა os queridos parentes بستگان عزیز おせっかいな親戚
 милые родственники

Heimat-Konferenzen, Symposien, Schwerpunkte – sie häufen sich in den letzten Jahren, und es würde sie sicher nicht geben, wenn Heimat für die Deutschen ein selbstverständlicher identitätsstiftender Faktor wäre. Das Land als Nation ist historisch diskreditiert, und die Ortslosigkeit wurde lange von Intellektuellen bevorzugt – nicht nur in Deutschland. Heute, wo man sich mehr Zugehörigkeit wünscht, richtet sich Heimat nach einer Stadt oder einem Quartier, wo man wohnt oder

geboren ist – nur für 11% der Deutschen bedeutet Heimat die Nation. »So sehr Heimat auf Orte bezogen ist,« – sagt Schriftsteller Bernhard Schlink – »letztendlich hat sie weder einen Ort noch ist sie einer ... Denn die Erinnerungen und Sehnsüchte machen die Orte zur Heimat«. Soll man dann den Begriff lieber ganz vermeiden? Das fragen wir auf unseren Debatten-Seiten.

Für 25% der Deutschen ist die wahre Heimat ihre Familie. Von MigrantInnen wird das umso intensiver erlebt,

je weiter sie von ihrer Familie entfernt sind. Familie ist dort, wo man verstanden wird, wo alternde Eltern, die man vermisst und um die man sich sorgt, und die oft über die Welt verstreuten Verwandten leben. Andere haben hier ihre neuen Verwandten – aus anderen Kulturen – eine Wahlverwandtschaft, die die Welt größer machen kann.

Aber nicht umsonst gibt es überall Sprüche wie in Indien: »Lebe fern von Verwandten und nahe am Wasser!« oder in Georgien: »Die Krähe – die Tante der

Elster«. Die lieben Verwandten können mit Erwartungen und Vorschlägen die Welt enger machen, an Gefühle und Traditionen appellieren und Menschen nicht ihren Weg gehen lassen. Auch darum geht es in unserem Schwerpunkt.

Neben den familiären Themen beleuchtet diese Ausgabe, ob und wie man über Verwertbarkeit von MigrantInnen sprechen kann, wie man in Italien Daumen drückt, wer den InPreis gewonnen hat und vieles mehr ... – Viel Spaß dabei! Ihre Redaktion

Freiburger Integrationspreis 2014 für die InZeitung



▲ **Redaktion (R) und AutorInnen (A) der InZeitung integrieren Mitbürger mit kommunalem Hintergrund (MmkH).** Von links nach rechts: Susanti Dewi (R), Manana Baramidze (A), Ulrich von Kirchbach (MmkH), Monica Alarcon (A), Svetlana Boltovskaja (R), Susanne Einfeld (R), Alexander Sancho-Rauschel (R), Barbara Peron (R), Dieter Salomon (MmkH), Michael Karthäuser (A), Ergün Bulut (A), Viktoria Balon (R), Reinhardt Jacoby (kwasibanane) und Carmen Luna (R).
Foto: a.j.schmidt

Für uns ist dieser Preis eine große Freude, vor allem als deutliches Zeichen der Anerkennung unserer Zeitung und der gegenseitigen Integration. Interessant ist, dass gerade wir diesen Preis bekommen haben. Nicht, dass wir Integration nicht für wichtig halten, sondern weil wir die Art und Weise, wie die Integrationsdebatten in Deutschland geführt werden, sehr kritisch und nicht ohne Humor betrachten. Das konnte man in unseren Artikeln »Fünf Gründe, warum man sich hier nicht integrieren soll« oder »Von Integration, Biorhythmus, Goethe und Weihnachtsbäckerei« und »Wie integriert fühlen sich die Deutschen« lesen. Uns integrieren können sollten wir alle, nicht nur diejenigen die von »außerhalb« kommen. Das Recht sich in dieser zunehmend vielfältigen Gemeinschaft integriert zu fühlen, haben auch die Freiburger ohne Migrationshintergrund! Darum bemüht sich diese Zeitung.

Führer durch den Ämterdschungel Wegweiser für Migranten ist neu erschienen

Menschen aus 170 Nationen leben in Freiburg und jeder vierte Einwohner der Stadt hat Wurzeln in einem anderen Land. Für alle Neankömmlinge, aber auch jene, die schon länger hier zu Hause sind, gibt die Stadt einen »Wegweiser für Migrantinnen und Migranten« heraus, der das Leben in der neuen Heimat erleichtern soll. Jetzt ist die dritte und völlig neu überarbeitete Auflage des Wegweisers erschienen.

Auf 70 Seiten informiert das handliche Heft über die Lebensbereiche Wohnen, Arbeit, Sprache, Ausbildung, Ehe/Partnerschaft, Kinder, Senioren, Frauen, Gesundheit und Kultur. Im Kapitel »Erste Schritte« finden sich

zudem die zentralen Beratungsstellen und rechtliche Hinweise. Insgesamt enthält die handliche Broschüre über 150 Adressen mit Ansprechpartnern, Öffnungszeiten und Angeboten. Redaktionell betreut und konzipiert wurde der Wegweiser vom Büro für Migration und Integration der Stadt Freiburg.

Die Broschüre ist ab sofort in der Bürgerberatung des Zentralrathauses sowie vielen Beratungsstellen gratis zu bekommen. Außerdem findet sich im Internet eine kostenfreie Online-Version. In nächster Zeit folgen auf die deutschsprachige Ausgabe weitere Online-Versionen in Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Arabisch, Türkisch, Russisch, Serbisch und Kroatisch.



- Den Wegweiser für Migrantinnen und Migranten gibt es als Printausgabe bei der Bürgerberatung im Rathaus, Rathausplatz, sowie online unter www.freiburg.de/migrationsbuero
- Weitere Infos und Kontakt: Büro für Migration und Integration, Yvonne Eckenbach, 0761 201-3057, migration@stadt.freiburg.de

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ *Mit großem Interesse lese ich Ihre Zeitschrift und finde es jedes Mal spannend zu sehen, wie Menschen verschiedenster Kulturen mit uns gemeinsam leben und welche Geschichten und Schicksale sich hinter den Gesichtern verbergen. Für mich war die Teilnahme beim Forum auch sehr interessant. Die Gruppe besteht aus Personen mit vielen verschiedenen Perspektiven und Anregungen. Ich denke, das macht die Zusammenarbeit sehr besonders.*
Denise Nashiba

■ *Danke, dass es die InZeitung gibt, und dass wir MigrantInnen ein gerechtes Gesicht bekommen – danke kwasibanane für das tolle Layout.*
Maria

■ *Ich wohne seit zwei Jahren in Freiburg, von der InZeitung aber habe ich gestern das erste Mal gehört. Auf eurer Website habe ich von offenen Redaktionstreffen gelesen, wo man mehr Einblick in eure Arbeit bekommt. Ich würde gerne wissen, wann das nächste Treffen stattfindet und welche Möglichkeiten es gibt, sich für die Zeitung zu engagieren.*
Alexandra Kobzew
Wer für uns schreiben möchte, schicke uns bitte eine Mail. Wir laden dann zu unserem nächsten Treffen ein. Aktuelle Termine finden Sie auch auf unser Website www.inzeitung.de

Zum Artikel »Deutsche Ärzte – fremde Patienten« in der InZeitung 11

■ *Cristina L. hat wirklich keine Ahnung von Medizin. Einem Kind sollte man so wenig Medikamente geben wie möglich. Der Arzt hat völlig Recht, wenn er zurückhaltend ist und nur, wenn es unbedingt sein muss, Medikamente gibt. Im Heimatland hat man wahrscheinlich ohne nachzudenken einfach so Antibiotika gegeben – das ist natürlich einfach für den Arzt, aber sehr häufig einfach falsch.*
N.N.

Zum Wettbewerb in InZeitung 13/14

■ *Dass man an Ihrem InZeitungs-wettbewerb nur bis 29 Jahre teilnehmen kann ist Altersdiskriminierung.*
Natella

Engagement Flüchtlingshilfe

Immer mehr Menschen müssen flüchten und einige davon landen in Freiburg. Die Freiburger Freiwilligen-Agentur koordiniert, berät und gibt Informationen für diejenigen, die sich freiwillig für Flüchtlinge engagieren wollen.

►► www.freiwillige-freiburg.de

Erfahrungsaustausch – Abend für freiwillig Engagierte in der Flüchtlingshilfe. Sie sind seit einiger oder auch längerer Zeit engagiert für Flüchtlinge und haben den Wunsch, sich mit anderen engagierten Menschen auszutauschen? Dieser Abend bietet Ihnen die Möglichkeit, andere Freiwillige kennen zu lernen, etwas über deren Einsatzfelder im Bereich Flüchtlingshilfe zu erfahren und voneinander zu lernen. Sie können über Ihre freiwillige Tätigkeit berichten, Ihre Rolle reflektieren und besondere Probleme ansprechen. Gemeinsam denken wir über neue Ideen oder Verbesserungen für ihr Engagement und das der anderen nach.

■ **Mo. 4. Mai 2015, 19:00–21:00, Selbsthilfebüro / Freiwilligen-Agentur, Schwabentorring 2, keine Teilnahmegebühr, Anmeldeschluss: 27. April 2015, 0761 21687-36, info@freiwillige-freiburg.de**

**Wir sind online!
Besuchen Sie uns!**

Was will die **InZeitung** erreichen?
| Wer schreibt worüber? |
Ausgewählte Artikel | Das Archiv aller bisher erschienenen Ausgaben
| Aktuelle Informationen aus der Redaktion Termine, z. B. **InForum**, Feste oder Ankündigung der nächsten Ausgabe.

www.inzeitung.de

Stolz auf den blauen Ausweis

Farhad Vakof – ein Weltbürger gegen Religionisierung

Von Vera Bredova

Das Geschäft *Donya* in Littenweiler ist sonnig gelb gestrichen, und auch die Kunden werden hier mit einem sonnigen Lächeln empfangen, manche mit Namen begrüßt. Eine deutsche Stammkundin entdeckt auf der Theke neben Couscous, indischen Tees und Wasabi plötzlich etwas, das sie früher nie bemerkt hat. »Was? Haben Sie Alkohol?« – »Warum denn nicht?«, fragt höflich der Besitzer. »Sie sind doch Muslim und dürfen nicht trinken!« – »Ich esse auch nicht alles, was ich verkaufe, ich bin nur ein Geschäftsmann hier«, antwortet Farhad Vakof.

»Es ist leider immer öfter der Fall, dass Kunden mich als Muslim ansprechen. ›Islamisierung‹ bedeutet für mich auch diese Klischees: Wenn man aus dem Iran, der Türkei oder Bosnien kommt, muss man Muslim sein, und wenn man aus Serbien stammt, ist man automatisch ein orthodoxer Christ. Wir könnten es auch allgemein eine ›Religionisierung‹ nennen.«

Sein Geschäft wurde nicht als kulturelle Enklave gedacht: *Donya* – das heißt Welt – Waren aus aller Welt. »Mezhdunarodnyj«, sagt Farhad plötzlich auf Russisch. Im Iran hat er die Sprache gelernt – »in den schlimmsten zehn Jahren meines Lebens«, sagt er.

Damals, nach der Iranischen Revolution 1979, ist er aus den USA, wo er Architektur studiert hatte, zurückgekommen, in der Hoffnung, ein neues und demokratisches Land mit aufzubauen. »Dann kam der Bürgerkrieg. Sie haben gewonnen. Und wir – die Verlierer – suchten jeder ein Mausloch, um uns zu verstecken.« Farhad Vakof war einer von den wenigen, die es geschafft haben, weil seine Familie nicht arm war und ihm helfen konnte. »War ich feige? Viele sind weiter gegangen, sie haben sich entschieden, frei zu leben, aber dafür kurz. Viele Kameraden, Freunde, Frauen und Männer in verschiedenem Alter sind längst tot. Ich lebte mit einem falschen Ausweis in völliger Isolation... Ich war nicht im Gefängnis, aber es war wie ein Gefängnis.« Damals hat er angefangen Russisch zu lernen. »Wie eine tote Sprache, ohne Phonetik, einfach nur um mich zu beschäftigen und um Bücher über die Russische Revolution zu lesen.«

Die ersten Jahre in Deutschland, nach der Auswanderung 1990, fühlte er sich nicht lebendig. »Wenn ich die Polizei sah, diese harmlose Polizei hier in

Deutschland, kamen die Erinnerungen. Warum bin ich hier geblieben, wieso bin ich nicht mit meinem Englisch nach England oder zurück in die USA? Ich hatte eine Depression.« – »Sie müssen einen Beruf lernen«, sagte man im Arbeitsamt – »Ich habe einen«, antwortete er dann, »ich bin Politiker, deshalb bin ich hier!« – »Aber für Politiker aus dem Iran hatten sie keine Stelle«, lacht Farhad.

»Ich habe immer noch meinen blauen Reiseausweis für Flüchtlinge, und ich will keine Staatsbürgerschaft beantragen. Es gibt auch Menschen, die wegen Ausbildung oder Arbeit hier sind. Das ist kein Problem, alle Arbeitsagenturen empfehlen Mobilität – dann wieso nicht weltweit? Aber meine Identität, die kann ich nur mit diesem Ausweis demonstrieren: Ich bin hier aus Protest gegen den im Iran herrschenden Islamismus. Ich weiß, wie auch viele

Aber im Moment sehe ich bei mir keine Anzeichen«, lacht Farhad. Was ihn mit dem Iran verbindet, ist das Schreiben: »Warum scheitern wir? Warum hat die Modernisierung sich nicht durchgesetzt? Ich versuche, diese Fragen zu beantworten. Ich behaupte nicht, dass ich mit meinem Schreiben und dem Blog was ändere, aber wir sind 70 Millionen dort, und fünf Millionen Ausgewanderte, die meisten davon Akademiker, da kann jeder was machen.«

Der Laden bedeutet viel Arbeit: Um halb fünf aufstehen, einkaufen, die hausgemachten Delikatessen vorbereiten, abends dann bis 19 Uhr aufräumen. Kein Urlaub in diesen acht Jahren. »Wir sind gezwungen, so zu leben. Aber wir sind hier frei, unsere eigene Chefs!«

Bei Iranern ist Höflichkeit sehr wichtig, und das Verhalten vielsagen-



▲ »Aber für Politiker aus dem Iran hatten sie keine Stelle.« Farhad Vakof



blöde Sachen.« Einmal fragte eine nette alte Kundin, ob er nicht Afghane ist. Die Afghanen seien so poetisch. »Im Gegenteil«, hörte er sich plötzlich sagen – »Dichtung ist, was ich am wenigsten mag.« Solche Situationen bereut Farhad im Nachhinein. »Ich glaube, ich muss mich ändern. Alle Afghanen sind poetisch? Echt? Aha, soso... Zumindest aus geschäftlichen Gründen könnte man so reagieren. Aber das zu können,



Fotos: kwasibanane

andere Flüchtlinge heutzutage, was das heißt, nicht freiwillig hier zu sein.«

Bis 2001 lebte Farhad in Köln und machte eine Ausbildung nach der anderen: Zum Technischen Zeichner, zum Software-Entwickler, doch er bekam keinen sicheren Job. Trotz seiner guten Zeugnisse wurde er mit 30 als zu alt eingeschätzt oder als Iraner (sagte man ihm einmal direkt) nicht genommen.

Dann zog er nach Freiburg, hat in einem Lebensmittelladen gearbeitet und schließlich vor acht Jahren ein eigenes Geschäft eröffnet, zusammen mit seiner Frau Karin Pinkus, die er in Freiburg kennengelernt hat. Beide lieben Bücher und lange Spaziergänge. »In einer interkulturellen Familie zu leben ist kein Problem, wenn man Weltbürger ist. Und ich bin einer, ich vermisse nichts aus dem Iran.« In seiner Lage erlaubt er sich nicht mal, daran zu denken, ob er seine Eltern vermisst. In den Iran darf er nicht reisen. »Ich gehe bewusst so mit meiner Psyche um. Ob ich nicht doch irgendwann scheitere und so wie manche mit 70 plötzlich wieder gläubig und heimattreu werde, weiß ich nicht...

der als manches andere. Höflichkeit beim Service war eine Sache, die Farhad in den ersten Jahren in Deutschland vermisste. Es ist etwas, das er seinen Kunden sehr gern anbietet – und dazu Qualität – seine handgemachten Aufstriche, Granatapfeloliven und selbst eingelegten Käse schmecken hervorragend – einige Stammkunden kommen deshalb extra aus anderen Stadtteilen zu ihm gefahren.

Die meisten Kunden in Littenweiler denken, dass sie *Nebenkunden* sind, und die meisten, die hier kaufen, Ausländer. Aber das stimmt nicht – die Kundschaft ist fast ausschließlich deutsch. Farhad wäre es lieber, wenn die Käufer gar nicht fragten, woher er kommt. Aber oft versucht man ihn einzuordnen: Pakistani, Afghane, Türke? Sogar die Bayerin Karin halten manche Kunden für eine Türkin, die einfach nur ein etwas besseres Deutsch spricht als er. Oder man kommt rein, schaut ihn nicht an, spricht nur mit seiner Frau, weil man davon ausgeht, dass er überhaupt kein Deutsch versteht. »Das macht mich krank, und dann sage ich

die Energie für sowas zu haben, das kann man nicht immer. Manchmal ist es zu viel, manchmal geht es zu weit, dann versuche ich, die Geduld zu bewahren und immer höflich zu sagen: ›Ich bin kein Afghane, die Theke ist nicht türkisch, und wir sind hier nicht islamisch, wir sind keine Muslime.«

Doch Farhad und Karin sind sich einig: Der Stadtteil ändert sich, in den letzten Jahren gibt es immer mehr Leute, die sich wirklich für andere Kulturen interessieren. »Nur diese Errungenschaften in Deutschland nicht verlieren, damit das Land sich weiter öffnet und nicht von Vorurteilen und von Feindschaften ohne Grund manipuliert wird«, meint Farhad, der sich selbst auch verändert: »Konvertierte sind schlimmer als die Ursprünglichen. Ich bin als konvertierter Deutscher viel strenger. In Frankreich kritisiere ich immer dieses Chaos, diesen Verkehr: Was ist das hier überhaupt? Da lache ich dann über mich selber – ohne es zu merken, habe ich schon ganz schön viel von hier übernommen.«

►► Donya-Waren aus aller Welt



▲ **Napoleon in Korsika, »Mutter Heimat« in Wolgograd, Siegesdenkmal und Mutterbrunnen in Freiburg:** Was haben die Denkmäler gemeinsam? Fotos: Wikimedia Commons (Wolgograd) und kwasibanane (Rest)

Heimat – Objekt der Begierde oder

Nun, die Heimat ... Heimat, laut Wikipedia, kommt zumindest in der deutschen Sprache etymologisch harmlos und einfach daher: »Hämatli« ursprünglich war ein Begriff, der sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts nüchtern, nämlich geografisch und juristisch, auf den Geburtsort, den Wohnort und damit auf mögliches Erbrecht bezog. Letztlich ging es um die Bezeichnung des Aufenthalts- bzw. Bleiberechts-Ortes.

Die Diskussion beim letzten **InForum** am 10. Februar zu diesem Thema zeigte, dass alles wie immer nicht so einfach ist. Kein Wunder in einer Zeit, wo z. B. eine Ungarin in Peru aufgewachsen und in Deutschland lebend keine Ausnahme in unserer Runde ist.

Für den einen ist Heimat ein Gefühl, das er jenseits nationaler Grenzen individuell füllen kann und das im Gegensatz zum Begriff »Vaterland« frei von Aggression und Patriotismus ist, während eine Andere diesen Begriff am liebsten ermordet sähe.

Ist Heimat der Ort der Geburt? Oder sind es einfach vertraute Geräusche, Gerüche? Ist Heimat positiv besetzt oder negativ? Ist sie dort, wo ich mich zuhause fühle? – z. B. in Venedig und in Freiburg für eine venezianische Freiburgerin bzw. eine venetische Alemannin, während Italien und Deutschland für sie nur abstrakte Begriffe sind.

Gibt es Heimat im Plural? Manche haben mit der Stadt, in der sie ge-

boren sind, nicht viel zu tun. – Und diese Nach-dem-Urlaub-Frage »Wie war es in deiner Heimat«, klingt für manche, als ob man nicht hierher gehöre.

Ist Heimat nur ein Konstrukt von Politikern, um die Menschen als gehorsames nationales Herdenvieh zu instrumentalisieren? Einige Meinungen zum Thema lesen Sie auf dieser Doppelseite.

Das **InForum** findet regelmäßig vor jeder Ausgabe der **InZeitung** statt. Die Termine finden Sie auf unserer Website: ►► www.inzeitung.de

Warum ich das Wort Heimat ermorden möchte

Von Manana Baramidze

Als erstes möchte ich im Voraus versichern, dass ich hier nur versuche, meine rein subjektive Sicht darzustellen und keinesfalls vorhabe, jemanden zu bevormunden, was man unter dem Wort *Heimat* zu verstehen und was man mit ihm alles anzustellen habe. Obwohl ich zugegeben überaus glücklich wäre, wenn wir alle dieses Wort für die Ewigkeit aus unserem herkömmlichen Wortschatz streichen, ja sogar gerne töten würden. Nun, ich kann – zum Glück – niemanden zum Mord zwingen. Kommen wir dazu, die Frage zu beantworten – warum denn?

Kaum ein anderes Wort ist mit derartigen kontroversen Inhalten beladen, wie das Wort *Heimat*. Es ist alles und nichts. Es stellt sich die Frage, ob etwas, was alles und gleichzeitig nichts ist, was sich permanent in seiner Form und in seinem Inhalt wandelt, etwas Konkretes sein kann. Etwas zu dem man eine lebenslange Bindung aufrecht erhalten sollte? Kann dieses Etwas, etwas (Un-)Fassbares, in Worten beschreibbar sein? Oder gar Etwas, was man fühlen kann? Denn diese Gefühle sind wahrscheinlich die konkretesten Empfindungen des Menschen.

Heimat ist für mich ein rein ideologischer Begriff. Aber eine festgefahrene Ideologie führt bekanntlich den Menschen zu Diktaturen, zu Faschismus, zu Ausgrenzung von Anderen, zu einer geschlossenen Ge-

sellschaft. Kann das Dorf, in dem ich aufgewachsen und nicht geboren(!) bin, die *Heimat* meines guten deutschen Freundes sein, der sich dort so wohl und heimisch fühlte? Würde er nicht komisch angeschaut werden, wenn er dies behauptete? Oder würde er des Exotisierens eines fremden Ortes bezichtigt? Also, wir würden ihn schlicht ausgrenzen, ihm keine Möglichkeit geben, seine Heimat auszuwählen, wie man das auch manchmal mit uns, den *Weggegangenen* – *Angekommenen* tut.

Wenn ich versuche mir sie – die Heimat – vorzustellen, sehe ich einen riesigen, weichen Pelzmantel, hinter dem man sich den schönsten, wärmsten, geborgensten Ort vorstellt. – Haben wir nicht alle eine ewige Sehnsucht nach der Gebärmutter? Mit einem gewissen Schuss von Nostalgie. Ein Ort, in dem einfach alles anders – gut und besser ist – als hier und gerade jetzt. Dieser Ort kann aber nur existieren, weil wir uns nicht in ihm drinnen befinden. Das heißt konkret, wir sind außerhalb dieser Phantasie, wir sind nicht drinnen um wirklich zu wissen, was sich wirklich alles hinter diesem Pelzmantel befindet, sondern wir sind draußen. Wir sind in der *Fremde*. Nur die Existenz dieser *Fremde* gibt uns die Möglichkeit eine Phantasie der *Heimat* für uns zu schaffen. Wir berauben uns dadurch jeglicher Flexibilität, unsere *Heimat* auf emotionaler Ebene unabhängig von dem *Fremden* zu begreifen. Fixiert auf die Phantasie

von *Heimat* bleiben wir ewig abhängig vom *Fremden*. Wollen wir das?

Die Existenz der Heimat als einem rein geographischen Ort wird selten in Frage gestellt. Dieser Ort existiert für die meisten von uns selbstverständlich. Dabei sollte es natürlich nicht nur den Ort meinen, wo wir geboren sind, sondern den, mit dem uns existenzielle Banalitäten verbinden, und ich möchte sehr laut sagen, das sind die sozialen Bindungen: Die Eltern, die Großeltern, Die ersten Freunde, die erste Liebe, und überhaupt die erste Auseinandersetzung mit der Welt. Eine Reise in die Kindheit. Was aber, wenn für die Entwicklung meiner Persönlichkeit, die *zweiten* Freunde, die *zweite* Liebe, die *zweite* Auseinandersetzung mit der Welt eine wichtigere Rolle spielen? Na ja, und das mit den Eltern – früher oder später besucht man deren Gräber mit einem Blumenstrauß.

Das sind nur sehr wenige, aber wichtige Diskurs-Ebenen zum Begriff *Heimat*. Aber schon wegen der oben aufgezählten Schäden, die er anrichtet, möchte ich ihn umbringen. Ich möchte ihn umbringen, um mich nirgendwo fremd zu fühlen. Um nicht meine Erlebnisse und Erinnerungen als Prioritäten aufzuzählen. Weil sie alle gleich wichtig sind.

Wie wäre es, wenn wir dieses Wort einfach mit *Zuhause* ersetzen? Was würde sich alles ändern? Wie flexibel, unbegrenzt in Zeit und Raum, würden wir alle werden mit unseren *Heimat*-Gefühlen?

Konstrukt?

Heimat ist ein schöner Begriff

Von Cristina L.

Heimat ist ein schöner Begriff – nur jeder definiert ihn anders. Er ist ein Gemisch von geographischem Ort, Gefühlen, Sprache, Tradition, Religion, Kultur, Essen.

Die Heimat prägt einen, wenn auch sehr unterschiedlich. Wenn sie jemand als Kind verlässt, ist er weniger geprägt und empfindet sie anders als jemand, der sie mit 30 oder 40 Jahren verlässt.

Man kann die Heimat nicht verleugnen und nicht wegwischen, verdrängen. Im Gegenteil, man muss sie lieben und respektieren. Wegen Heimat und Herkunft sollte man sich nicht schämen, sondern stolz darauf sein. Jeder Mensch ist wie ein Buch, über das man viel erfahren kann. »Woher kommst du?« – »Aus Griechenland«. Oh, da kann man so viel darüber erzählen! Warum verstecken? Ich denke, dass Kinder auch etwas über die Heimat ihrer Eltern erfahren sollten. Es ist nicht ihre, aber die Wurzeln sind dort und es ist auch ein Schatz für sie.

Das Gegenteil von *Heimat* kann man *Adoptionsland* nennen, oder *Zweitland*, *Drittland*, aber auch *Fremde*. Heimat gibt es aber nur eine. Für mich ist Heimat der Ort, wo ich geboren wurde, wo ich einen großen Teil meines Lebens gelebt habe, wo meine Familie ist, meine Freunde und viele Erinnerungen.

Und wo ist zu Hause? – Zu Hause ist nicht nur Heimat, sondern auch dort, wo man sich gut fühlt, wo man gerade lebt. Ich habe mehrere *Zuhause* und kein wirkliches mehr. Wenn ich in Rumänien bin, dann ist zu Hause hier, wo ich lebe und wo mein Mann ist. Manchmal ist zu Hause auch in der Heimat meines Mannes, Italien. Überall fühle ich mich sowohl zu Hause als auch fremd.

Ich hatte viele negative Erlebnisse in meiner Heimat, aber sie bleibt trotzdem in meinem Herzen. Hier habe ich Probleme, werde nicht angenommen. In der Heimat meines Mannes auch nicht. Sie sind mein zu Hause, aber niemals Heimat. Man kann sich auch nie ganz mit dem *Adoptionsland* identifizieren. – Nie. – Man bleibt, wer man ist und man hat seine Heimat. Für immer.



▲ Ich bin wegen einer ganz besonderen Frau hier gelandet. Mit ihr entdeckte ich ein faszinierendes Land und eine neue Dimension des Lebens. Als unsere Liebesgeschichte vorbei war, beschloss ich hier zu bleiben. Ich fand neue Freunde und schöne Orte, in die ich eintauchen kann! Aus diesem Grund sage ich: Meine Heimat liegt dort, wohin mich meine »letzte Liebe« führte. Rom ist meine Heimat, Freiburg ist meine Heimat ... wahrscheinlich wird keine davon die letzte sein ...

Text und Foto: Fabrizio Galuppi

Ein Wort mit Beigeschmack

Von Heidrun Walter

Das Wort *Heimat* ist für mich ambivalent. Und hat etwas Rückwärtsgewandtes. Ich denke an Schlesien. Vor meinem geistigen Auge sehe ich den Bauernhof, auf dem mein Vater die ersten Jahre seines Lebens verbrachte, im Hintergrund das Riesengebirge mit der Schneekoppe. Mein Vater hat uns Kindern viel aus *der Heimat* erzählt, die er im Alter von 12 Jahren verlassen hat. Er und sein Familie kamen als Flüchtlinge in den Westen.

Ich wuchs als Kind eines Flüchtlings und einer Norddeutschen in einer schwäbischen Kleinstadt auf. Obwohl ich dort geboren wurde und meine gesamte Kinderzeit dort verbrachte, fällt es mir schwer, diesen Ort als *Heimat* zu bezeichnen. Der Begriff ist bereits

mit Schlesien besetzt. Als ich als Erwachsene mal hin fuhr, war ich eher erstaunt, dass es diesen Ort – vor allem den Bauernhof – wirklich gibt. Er ist real und nicht nur ein Ort aus Erzählungen. Aber emotional hatte ich nicht das Gefühl, dass ich dorthin gehörte. Von daher ist es mir sehr fremd, wenn noch heute Nachfahren von *Heimatvertriebenen* Besitzansprüche geltend machen. Sie haben dem Begriff *Heimat* einen üblen Beigeschmack gegeben. Für mich ist *diese Heimat* Vergangenheit und hat mit mir heute nichts zu tun.

Der Ort meiner Kindheit wurde jedoch nie richtig Heimat. Als Flüchtlingskind und *Reig'schmeckte* hatte ich immer das Gefühl am Rande zu stehen. Eine Klassenkameradin aus einer alteingesessenen Familie sagte mal klipp und klar, dass wir als Zugezogene nicht richtig zählten. Allerdings, auch von

Was mich berührt, ist meine Heimat

Von Robert Wyszowski

Ich bin aus Polen. Ich wollte nie nach Deutschland. Eher war ich wegen der Geschichte, der Propaganda und den Kriegsfilmen gegen die Deutschen eingestellt und blockiert. Aber hier habe ich meine Frau kennen gelernt, auf dem Weg nach Frankreich, vor über 20 Jahren. Und jetzt ist sie nicht mehr da ...

Freiburg ist für mich nun die zweite Heimat geworden, mit der Zeit gleicht sich alles aus: Es zieht mich nicht mehr so sehr nach Polen, es zieht mich nicht so sehr nach Deutschland. Und ich frage mich: Wo ist meine Sehnsucht? Ich finde und erkenne mich nicht bei meinen Schulkameraden – wir haben keine gemeinsamen Themen; ich fühle mich auch hier unter polnischen Mitbürgern schlechter, obwohl wir dieselbe Sprache, dieselbe Geschichte und dieselbe Nationalhymne haben. Mit den Gefühlen, die da entstehen, spielen Politiker und vor allem die Generäle gerne.

Aber wir haben eine innere Landkarte, die wichtiger ist als die geografische. Und ich merke: Diese Heimat, die ich im Herzen habe, da, wo ich mich wohl fühle, ist, wenn ich an meine Frau denke, auch wenn sie Deutsch sprach. Das, was mich berührt, ist meine Heimat; der Ort, wo ich mich nicht verstecken muss: Dort ist meine Heimat. Und so geht es mir mit meiner Frau.

unserer Seite aus war die Bereitschaft zur Integration eher verhalten: In meiner Familie war es verpönt Dialekt zu sprechen, denn es galt als ungebildet. Obwohl meine Eltern sich kirchlich und gesellschaftlich engagierten, hatte ihr Engagement stets einen Unterton von Kritik an der schwäbischen Mentalität, die als konservativ und behäbig empfunden wurde. Ein Heimatgefühl konnte aber für mich unter solchen Bedingungen nicht entstehen!

Und trotzdem, wenn ich nach längeren Auslandsaufenthalten wieder zurück in diese schwäbische Kleinstadt fuhr, die weichen Hügel und Felder am Zugfenster vorbei zogen, da erlebte ich doch ein Gefühl von Vertrautheit. Heute kommt es sogar auf, wenn ich jemanden schwäbisch sprechen höre. Das ist es vielleicht, was andere als *Heimat* bezeichnen würden.

Familien in Bewegung

Gegen die Erwartungen der Verwandtschaft handeln

Von Barbara Peron

Als meine Grundschullehrerin uns Mitte der 70er-Jahre die Aufgabe erteilte, unsere Familie zu zeichnen, malte ich mich selbst, meine Eltern und dazu noch meinen Cousin. Denn es war ungewöhnlich zur damaligen Zeit als Einzelkind in Italien aufzuwachsen. Inzwischen ist das keine Seltenheit mehr: Die Familien sind dort extrem klein geworden, und genau so wie hier auch vielfältiger.

Es gibt neben den ganz traditionellen Familien solche, in denen die Eltern nicht verheiratet sind, Patchworkfamilien, LGBT-Familien usw. Nach wie vor gilt aber: Die Familie spielt in der italienischen Gesellschaft eine bedeutende und zentrale Rolle, und zwar nicht nur als soziales Netzwerk.

Familien mit kleinen Kindern haben oft das Problem der Kinderbetreuung. Nur rund sieben von 100 Kindern unter drei Jahren bekommen derzeit in Italien einen Krippenplatz. So übernehmen die *nonni*, die Großeltern, wo es geht die Betreuung der kleinen Kinder. Seit Anfang der Wirtschaftskrise ist außerdem

für viele junge Erwachsene die Familie der einzige Rettungsanker gegen die Leistungsunfähigkeit des Staates. Die Familie ersetzt den Sozialstaat.

Junge Erwachsene, die noch nie gearbeitet haben, bekommen in Italien keinerlei Hilfe vom Staat; so etwas wie Hartz IV gibt es nicht. Das erklärt auch, warum Italiener erst spät von Zuhause ausziehen. Dazu kommt natürlich, dass italienische Eltern ihre Kinder möglichst lange zu Hause haben möchten. Dennoch gab es in den letzten Jahren nicht wenige Eltern, die aufgrund der Perspektivlosigkeit im Lande ihre Kinder widerwillig zur Auswanderung ermunterten. Das war noch nicht so, als ich mich Mitte der 90er Jahre entschied, das Land zu verlassen. Wer in Zeiten einer stabilen wirtschaftlichen Lage auswanderte, war oft der Kritik der Familie ausgesetzt, weniger der der Eltern, die die Gründe des Kindes kannten und meistens nachvollziehen konnten, als vielmehr der der Verwandten. Dies galt besonders für junge Frauen, von denen sämtliche Beteiligten bei jedem

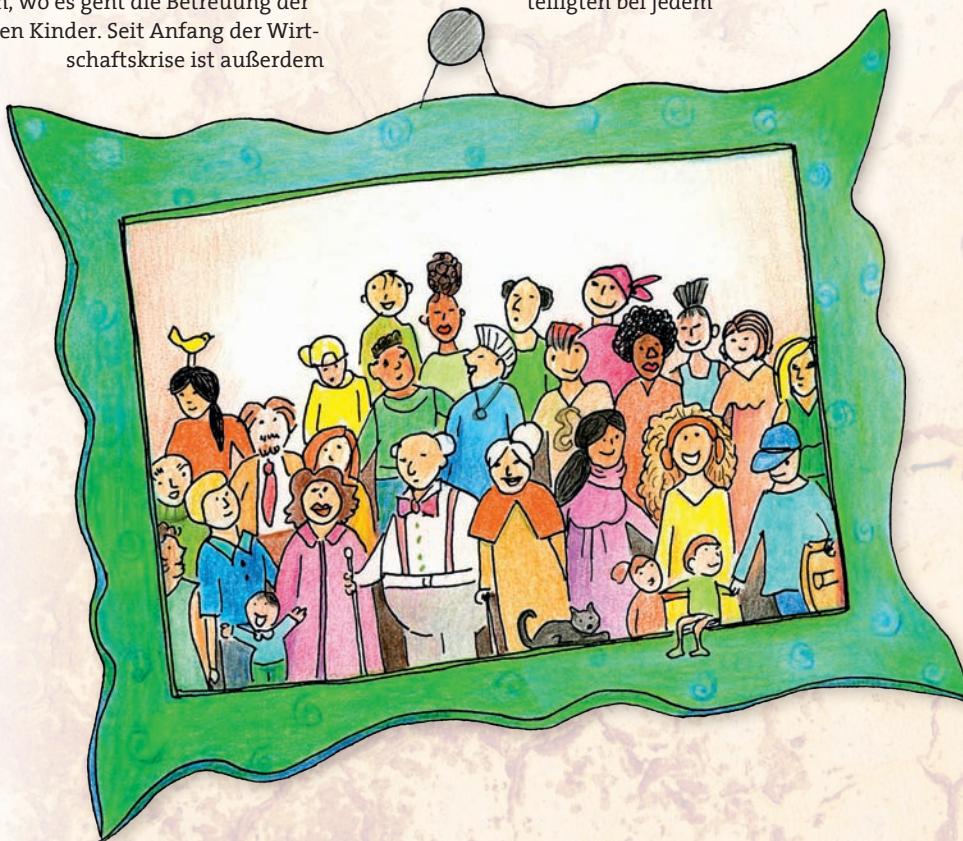
Familientreffen nicht etwa erfahren wollten, wie bzw. wo sie leben wollten, sondern ausschließlich wann sie heiraten würden. Es gibt keine italienische Frau meiner Generation, die nicht mindestens hundertmal mit dieser Frage konfrontiert worden wäre. Dabei hatten gerade unsere Mütter uns zu Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Männern ermutigt. Denn sie hatten sich diese Selbständigkeit bzw. Unabhängigkeit für sich selbst gewünscht, auch wenn sie sich selber nie traute, mit ihrer Familie und Gesellschaft zu brechen. Meine Generation aber wagte es. So konnten viele finanziell unabhängigen Frauen alleine leben und manche wanderten aus. Die Eltern blieben zurück. Und sie fingen an, sich Gedanken über ihr Leben im Alter mit den Kindern, vor allem mit den Töchtern, im Ausland zu machen.

Dieser Gedanke ließ und lässt auch die ausgewanderten Kinder nicht los. Die Antwort auf diese Frage ist ernst zu nehmen: Was geschieht mit

den Eltern in der alten Heimat, wenn sie alt und nicht mehr selbständig sind? Nach dem Tod des Partners oder wenn keine Geschwister mehr im Lande sind? Manche entscheiden sich fürs Zurückkehren, andere pendeln für eine gewisse Zeit zwischen der alten und der neuen Heimat. Das ist natürlich nur machbar, wenn die Entfernung nicht zu groß ist bzw. wenn die Arbeitsbedingungen es erlauben. Falls die Umstände und die Bürokratie es erlauben, sollte es möglich sein, dass die Eltern in die neue Heimat mit umziehen. Oft fällt ihnen das aber schwer.

Jahrelang habe ich mir die Frage gestellt: Was soll ich tun? – Als es so weit war, stellte ich aber fest, dass mein Vater gerne nach Freiburg mitkommen wollte. Ich fand seine Entscheidung einerseits erstaunlich, andererseits mutig. Erstaunlich, weil er fast sein ganzes Leben in Venetien verbracht hatte und ich hatte ihm den Willen zu einem solchen Umzug mit 85 Jahren nicht zugetraut. Mutig, weil er – trotz einiger Besuche – weder die Sprache noch diese Stadt wirklich kannte. Außer mir und einigen Freunden von mir hatte er hier niemanden und auch mit den meisten Altersgenossen seiner Landsleute hatte er, außer der Sprache, kaum etwas gemeinsam. Er war nie Gastarbeiter gewesen und seine Lebenserfahrungen waren völlig andere, auch was die Deutschen betraf. Diese waren für ihn einerseits die international relevanten Altphilologen seiner Generation, andererseits die deutschen Urlauber an Italiens Stränden in den 70er-Jahren. Letztere fand er lustig, aber er konnte nicht viel mit ihnen anfangen. Mit Ersteren hatte er sich sein Leben lang beschäftigt; sie existierten aber nur (noch) in seinen Büchern. Der Alltag war anders; manchmal nicht nur für ihn, sondern auch für mich anstrengend; und dennoch hat es sich gelohnt.

Meine Erfahrung habe ich erzählt, weil sie für andere nützlich sein kann: für diejenigen, die sich vielleicht nicht zutrauen, gegen die Erwartungen der Verwandtschaft den eigenen Weg zu gehen, weil sie aus einem noch patriarchalischen Kulturkreis stammen; – oder vielleicht für diejenigen, die jetzt vor der Frage stehen: Was soll ich mit den Eltern in der Heimat tun? Meine Geschichte soll kein Rezept sein, vielmehr ein möglicher praktizierbarer Weg.



▲ Die Familien sind vielfältiger geworden.

Illustration: Carmen Luna



▲ Ein Vater kann Kinder zum Staunen bringen.

Foto: kwasibanane

Stillstand

Flüchtlingse Eltern können ihre Vorbildfunktion oft nicht erfüllen

Der vorliegende Text ist aus den Erfahrungen der Autorin bei der Arbeit im Flüchtlingswohnheim entstanden. Er baut auf rekonstruierten Aussagen von Flüchtlingseltern auf.

Von Maria Greshake

Halb fünf, die Sonne neigt sich. Die zwei kleinen Töchter von Ali kommen aus der Schule. Sie sind auch den Nachmittag über dort. Dann freut er sich und sagt: »Na, da sind ja meine Malmones«. Das heißt Äffchen. Sie sind 10 und 12 Jahre alt. Den Tag über wartet er. Wenn sie nach Hause kommen, haben sie meist noch Schularbeiten zu erledigen. Er sitzt dann häufig im Wohnzimmer, sieht albanisches Fernsehen oder geht noch mal raus, um eine zu rauchen.

Morgens steht er mit den Kindern auf. Dann wartet ein langer Tag auf ihn, an dem er ab und zu jemanden auf den Zwischenstraßen trifft oder in der Küche von Anderen durch ein kurzes Gespräch aufgehalten wird. Die ersten Stunden ist es sehr ruhig, viele Leute schlafen länger und sitzen oft den Tag über in dem kleinen Zimmer. Rauchen, trinken, »machen eben Dummheiten« – aus Langeweile. Man hat Zeit sich viele Gedanken zu machen. Sie kreisen ständig um dasselbe. Es vollzieht sich

ein Stillstand, der ihn alt werden lässt. Es ist ein langer Tag, der melancholisch dahin plätschert. Ihn würde keiner anrufen, wenn er den ganzen Tag nicht aufstehen würde. Ihn würde keiner vermissen. Das macht ihn nutzlos und mit Traurigkeit muss er feststellen: überflüssig. Einer, der gegenüber wohnt, hat jetzt eine kleine Tätigkeit beim Hausmeister bekommen. Er ist bereits sechs Jahre in Deutschland und spricht ganz gut Deutsch.

Manchmal denkt er dann an seinen Vater, der eine Töpferei hatte. Wie stolz er war, wenn sein Sohn mittags aus der Schule kam und seine neu hergestellten Töpfe, Schalen, Vasen und vieles mehr bewunderte. Er war selbst noch zu klein, um mitzuhelfen, aber er hat gestaunt als Junge und wollte auch immer ein Handwerk ausüben – später einmal, wenn er groß sein würde. Sein Vater war ein Vorbild für ihn. Seine Mutter war sehr tüchtig, sie machte den Haushalt, wusch die Wäsche, kümmerte sich um das Essen. Seine Eltern sorgten sehr gut für ihn und seine Geschwister. Sie hatten nicht viel, sein Vater konnte nie sehr viel verkaufen – die Zeiten waren schlecht und die wirtschaftliche Lage instabil. Sie haben ihnen vieles verschwiegen, sie haben ihnen zu essen gegeben und an manchen Abenden selber nichts für sich gehabt. Sie waren sehr verantwortungsbewusst.

Ali musste vor einem Jahr mit seiner Familie nach Deutschland flüchten. Er hat keinen anderen Weg gesehen, weil er seine Familie nicht ernähren konnte. Dafür hat er das aufgegeben, was ihm am meisten am Herzen lag. Er hat sich in der Rolle des Vorbildhaften Vaters aufgeben müssen. Seine Kinder werden vom deutschen Staat unterstützt. Sie lernen deutsch, haben ein Sportangebot und andere Aktivitäten in der Schule und hier vor Ort vom Sozialdienst. Ihnen wird das Ticket bezahlt, die Bücher hinzugegeben. Manchmal bekommen sie Kleiderspenden. Das Geld, das sie als Sozialleistung bekommen, reicht aus, um für das Essen zu sorgen. Im Moment liegt der Wert seines Daseins darin, ihnen ihre Wurzeln zu zeigen, die seinen Kindern fremder werden. Er sieht, wie seine Kinder ihre Freunde in Freiburg finden, ihren Weg gehen. Natürlich ist das besser so für meine Kinder, denkt er, aber ihm selbst fällt es sehr schwer. Denn er hat Talente und er würde gerne einen Arbeitsalltag haben, um eigenes Geld verdienen zu können. Vor allem möchte er seine Kinder zum Staunen bringen, so wie es sein Vater getan hat. Das zählt viel in seiner Kultur.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, dieses deutsche Sprichwort sagt für Ali viel aus. Ali möchte für seine Kinder in einer ihm fremden

Welt nicht nutzlos sein. Jeder Mensch braucht einen Antrieb. Er lebt nicht von Brot und auch nicht von anderen Menschen allein. Er muss durch sich selbst Leben finden – durch Erfüllung und Verwirklichung der eigenen Träume. Jeder braucht eine Beschäftigung, um zu merken, dass es ihn gibt, dass man erwartet wird. Vielleicht ist es ein bescheidener Wunsch, dass seine Kinder ihm endlich wieder Fragen stellen, die er beantworten kann.

Die Sonne ist am Horizont verschwunden. Die Malmones sind müde und zeigen sich gegenseitig Videos auf ihrem Handy. Fotos von einer Welt in der er lebt, in die auch er gehören möchte, die ihm aber fremd und verschlossen bleibt. Dann ärgert er sich über sich selbst, über ihr Schicksal, über die Politik ihres Heimatlandes – über den Lauf der Dinge und dass er ihn kaum aufhalten kann – nicht aus eigener Kraft.

Integration ist eine öffentliche Sache. Aber die Flüchtlinge leben meist im Privaten. Ein Teil der Gesellschaft kann man aber nur werden, wenn da draußen jemand seine Hilfe braucht.

■ Maria Greshake ist Mitarbeiterin beim Deutschen Roten Kreuz, bei kick-for-girls und im Flüchtlingswohnheim Bissierstraße engagiert. Sie studiert Politik, Wirtschaft, Katholische Theologie und Sport.



Blick in die Vergangenheit

Collagen über Familie, Identität und Gefühle

Von Carmen Luna

Zehn Frauen aus verschiedenen Ländern trafen sich, um gemeinsam über Kultur nachzudenken. Anschließend machte jede eine Collage über die eigene Kultur.

Wenn man von der eigenen Kultur spricht, spielt die Familie eine wichtige Rolle. Mit dieser Aussage waren alle einverstanden. Die Familie prägt unsere Identität, unsere Gefühle und Wahrnehmungen. Deswegen zeigen diese Collagen nicht nur Bilder von Gewohnheiten und Festen, sondern auch von den Familien der Teilnehmerinnen.

Teresa aus Polen zeigt ihre Familie früher in Polen und hier in Freiburg. Dazwischen sieht man Leckereien und typisch Polnisches. »Mit der Distanz und der Zeit wächst ein Gefühl von Sehnsucht nach der Familie und dem Ort, aus dem man kommt. Bei so vielen neuen Situationen bleibt kaum Zeit, darüber nachzudenken, und trotzdem ist dieses Gefühl in einem und es belastet. Am Anfang habe ich mich hier allein gefühlt. Ich denke, das ist der Grund, warum ich so eine große Familie gegründet habe (8 Kinder). Bei dem Workshop hatte ich Zeit einen Blick in die Fotoalben zu werfen, mich zu erinnern. Das hat gut getan. Es hat irgendwie die Sehnsucht geheilt«, erzählt sie.

Eine alte Muslimin mit Kopftuch füllt die ganze Leinwand. Wenn man näher kommt, entdeckt man darin Menschen, gemusterte Stoffe, sogar

einen Talisman. Ich frage Runa aus Afghanistan, warum sie so viele Erinnerungen in solch eine Frau packt? »Als du erst gefragt hast, war es mir nicht bewusst, wer sie ist. Das starre Gesicht, die Ruhe, der Schleier, die zwei Welten. Eigentlich ist sie meine kranke

Mutter. Innen sind die Erinnerungen, meine Geschwister, die Kindheit. Für mich war dieser Workshop ein Verarbeitungsprozess, der mir Klarheit gebracht hat. Durch das Seminar ist mir auch bewusst geworden, dass jeder Mensch mit seiner ganzen Geschichte

rund wie ein Sandkorn ist. Es ist egal, woher wir kommen, letzten Endes sind wir alle Teil einer großen Wüste.«

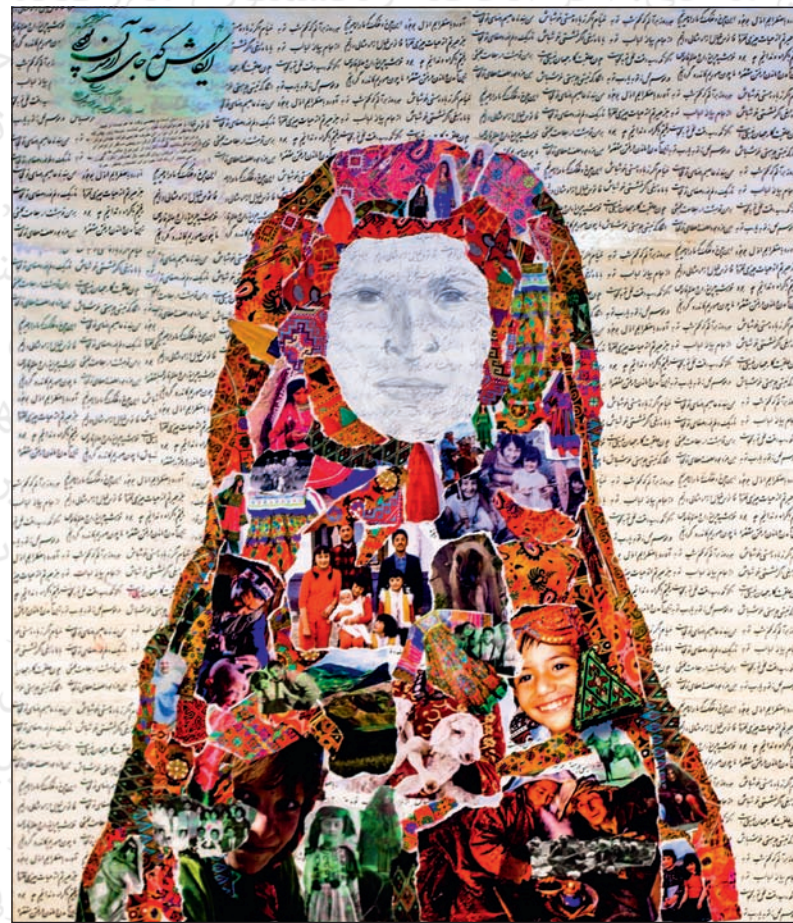
Für eine andere Frau stehen Krieg und Vertreibung im Vordergrund. »Ich hatte so einen Hass, als ich die Bilder von Kobane in den Medien gesehen habe, dann wusste ich ganz genau, was ich in meiner Collage ausdrücken wollte. Überraschenderweise wurde es eine schöne Arbeit mit harten Seiten, aber auch sanften und schönen Bildern meiner Familie. Es ist unglaublich, wie viele Geschichten und Gefühle nur in einer Leinwand zum Ausdruck kommen können. Es hat mich sehr berührt. Es war so etwas wie heilend«, so Kurdistan aus dem Irak.

In der Mitte ihres Bildes drückt ihr Lieblingsgedicht den Wunsch nach Freiheit aus, erklärt Farsanah aus Afghanistan. »Ich habe so eine große Sehnsucht, wieder Frieden in meinem Land zu erleben, so wie, als ich neun Jahre alt war. Deshalb habe ich Fotos mit Landschaften und Menschen von früher benutzt. Es war alles in meinem Kopf, und jetzt ist alles auf der Leinwand.« – Hat sich seitdem etwas bei dir geändert? – »Ja, die Hoffnung ist wieder da.«

■ Die Ausstellung ist bis Ende Juni dienstags von 9:30 bis 12:30 in der Internationalen Frauentestube in Haslach zu sehen. Nachbarschaftswerk e.V., Melancthonweg 9b

◀ »Innen sind die Erinnerungen, meine Geschwister, die Kindheit.«

Collage: Runa Nashir-Steck, Foto: kwasibanane



Wirklich so anders?

Von Denise Nashiba

Vor kurzem kam in einem Gespräch mit meinem japanischen Mann das Thema Familie und kulturelle Unterschiede auf. Er meinte, dass ein befreundeter Manager (ebenfalls Japaner) aus München alleine in seiner Wohnung lebte und das, obwohl er verheiratet sei und ein Kind habe.

Seine Frau war vor wenigen Jahren mit der Tochter nach Japan zurückgekehrt, um dieser eine japanische Schulbildung zu ermöglichen. Der Vater blieb zurück und besuche seine Familie ein- bis zweimal im Jahr, zum Geburtstag der Tochter und zu

Neujahr. Dieser Rückzug geschah auf Wunsch der Tochter, die mehrere Jahre eine deutsche Schule besucht hatte und eine japanische Schulbildung bevorzugte, da diese mehr auf die individuelle Förderung der Kinder einging. Dass Familien aus diesem Grund getrennt werden, mag für uns wie eine drastische Maßnahme im Notfall klingen, in Korea und China ist dieses Phänomen aber schon länger zu beobachten. Auch deswegen haben japanische Mütter neben chinesischen und koreanischen Müttern den Ruf, in Bezug auf Bildung und Erziehung ihres Sprosses besonders streng zu sein.

Persönlich habe ich, in einer bi-nationalen Ehe lebend, die moderne japanische Familie

nie als grundsätzlich anders als eine deutsche Familie empfunden. Ich komme sogar oft zu dem Schluss, dass sich Japaner und Deutsche recht ähneln.

Es gibt aber bestimmte Erziehungspunkte, bei denen man die kulturellen Unterschiede besonders spürt. Vor kurzem sprach ich mit einer befreundeten Japanerin über das Schlafverhalten ihres Kindes. Sie möchte, dass ihr Kind so lange wie möglich im Elternschlafzimmer schläft, bis es selbst entscheidet, ein eigenes Zimmer zu beziehen. Ihrem deutschen Mann kann der Auszug der Tochter jedoch nicht schnell genug gehen, so sollte ihr Kind spätestens zu Beginn des Kindergartens im eigenen Zimmer schlafen. Letzteres fand meine Freundin aber kaltherzig, so dass es zu einem Streit kam, der bis heute nicht gelöst werden konnte. Über dieses Thema habe ich auch mit

meinem Mann geredet, und auch er war über die Sichtweisen deutscher Eltern überrascht. Dass Kinder selbst entscheiden können, wann sie in ihr eigenes »Reich« ziehen wollen, ist laut seiner Aussage in Japan recht verbreitet, während in Deutschland das Gegenteil propagiert wird, es sogar als unnatürlich angesehen wird, wenn Kinder ab einem bestimmten Alter noch im »Gräbchen« liegen.

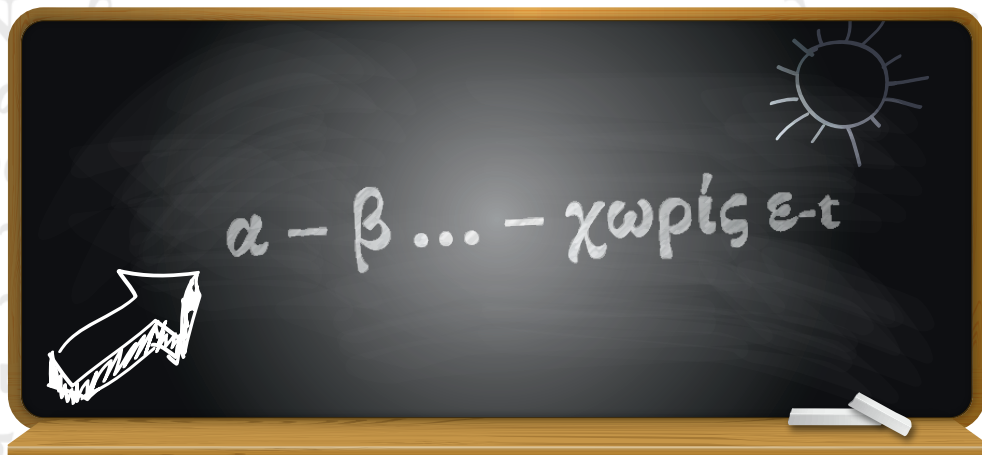
All der Diskussion zum Trotz, bei einer Sache sind wir uns und auch das befreundete Paar sich dann wieder einig: Erzogen wird zweisprachig!

■ Denise Nashiba ist Freiburgerin und studierte Japanologin und arbeitete in Tokio. Privat lebt sie mit allen Bereicherungen und Herausforderungen einer binationalen Ehe.



Alpha – Beta ... – ohne Eta-t!

Ein Gespräch mit Ioanna und Alex über die griechische Schule in Freiburg



Von Melisa Mustafovic

Das Caritas-Gebäude in der Kompurstraße 36 sieht samstags um die Mittagszeit noch recht beschaulich aus. Doch bald füllt es sich mit Leben. Kinder und Jugendliche spazieren hinein, die kleineren unter ihnen rennen sorgenfrei umher, unterhalten und necken sich auf dem Flur und auf den Treppen, bevor der Unterricht um 12:30 Uhr beginnt. Man hört hie und da ihre Eltern einander fröhlich grüßen: »Kalimera! Kalimera!« Eine Atmosphäre des Zuhauseankommens breitet sich schnell aus.

Die Schule lebt von einigen engagierten Köpfen, die sich dem Erhalt der griechischen Sprache und Kultur verschrieben haben. Zwei von ihnen, Alex und Ioanna, erzählen uns mehr zu ihrem gemeinsamen Projekt. Alex selbst kam vor über 20 Jahren aus Griechenland und machte seine Ausbildung zum Hotelfachmann. Hier lernte er später seine portugiesische Frau kennen, mit der er zwei Kinder hat. Eine Multikulti-Familie mit einem sozialen Manager

▼ Καλό, καλό, πολύ καλό. Fotos: Susanti Dewi

und Allrounder als Oberhaupt. Ioanna ist die gute Seele, die stets zur rechten Zeit am rechten Ort ist und mit ihrem Feingefühl und Sinn für Organisation und Logistik unterstützend wirkt. Beide bilden ein tatkräftiges Team, welches harmonisch alle Fäden zusammenhält.

InZeitung: Was hat Euch dazu bewegt, eine griechische Schule in Freiburg ins Leben zu rufen?

Ioanna: Mit der Zeit wurde unsere griechische Gemeinde doch um ein paar Kinder reicher und wir wussten, sie sollten ihre Muttersprache erhalten. Am Anfang gab es nur einen Lehrer und zu wenige Kinder und der Unterricht fand unter der Woche statt. Das war nicht so günstig, da die berufstätigen Eltern kaum Zeit hatten, ihre Kinder zur Schule zu bringen. Manche aber haben nicht die Mühe gescheut und sind sogar nach Basel gefahren. Das war mit der Zeit doch etwas umständlich.

Alex: Dann fingen wir an in unserem Freundeskreis in Freiburg und Umgebung nachzufragen, wer überhaupt Interesse hätte, freiwillig mitzumachen, sowohl als Lehrer als

auch als Teilnehmer. Das war 2012. Wir fingen zunächst mit acht Kindern unterschiedlichen Alters an. Anfangs durften wir die Räumlichkeiten der Maria-Hilf-Kirche am alten Messplatz benutzen. Mit der Zeit hat es sich herumgesprochen und immer mehr Eltern und auch engagierte, wohlgeehrt ehrenamtliche, Lehrer kamen an Bord. Mittlerweile zählt die Schule 42 Kinder im Alter von vier bis 13 Jahren.

Ioanna: Seit kurzem bieten wir auch Betreuung für Vorschulkinder. Eine ausgebildete Pädagogin kümmert sich liebevoll um die Kleinsten. Für gewöhnlich werden die Kinder nicht nach Alter eingeteilt, sondern nach ihren Sprachkenntnissen. Können sie etwa Griechisch gut lesen und schreiben, kommen sie direkt in die fortgeschrittene Gruppe. So haben wir jetzt vier Gruppen, um die sich abwechselnd sieben Lehrkräfte kümmern.

Alex, Du hast vorher erwähnt, dass dieses Projekt nicht nur den Kindern zu Gute kommt, sondern auch für die Eltern selbst eine Bereicherung darstellt?

Alex: Ja, die Familien wohnen nicht nur in Freiburg, sondern reisen aus Bad Krozingen, Denzlingen, Emmendingen, Kollnau, Waldkirch, Wutach, sogar aus Neuenburg an. Kommen also aus einem Umkreis von bis zu 40 km. Sie treffen sich eben samstags hier und tauschen sich gegenseitig aus.

Ioanna: Neben dem planmäßigen Unterricht studieren Kinder auch griechische Tänze ein und wir organisieren mit ihnen Feste und Aufführungen. Und die Erwachsenen machen mit.

Bekommen die Kinder auch eine Abschlussurkunde?

Ioanna: Wir können eine Teilnahmebestätigung ausstellen, allerdings ohne Noten. Die offiziellen Unterschriften kommen von den jeweiligen Lehrern und von der griechisch-orthodoxen Kirche, damit auch alles stimmt. Es ist wichtig zu erwähnen, dass die ganze Schule komplett ohne Geld oder Mitgliedsbeiträge funktioniert, und es gibt keine Aufwandsentschädigung für die Lehrer. Alle machen freiwillig mit und jeder bringt sich ein, so wie er/sie kann. Das stärkt auch unsere Gemeinschaft. Unsere Lehrer haben ihr Hochschulstudium in Griechenland absolviert, darunter Rechtsanwälte und Neurochirurgen, die sich gerne in der Bildungsarbeit engagieren.

Alex: Wir stellen fest, dass in den letzten vier Jahren immer mehr Griechen als Arbeitsmigranten nach Freiburg kommen. Man hört das auch in der Stadt. Wir sind froh, die Neuen entsprechend zu integrieren.

Die Elternkultur zu pflegen, bedeutet auch ein reichhaltigeres Leben zu führen. Die heranwachsenden Kinder bekommen somit Einblicke in einen Schatz, der ihnen sonst verborgen geblieben wäre. Außerdem ist es ganz schön nett, mit den Großeltern in Griechenland ab und zu vertraut zu schnacken. Das stärkt die Familienbande.

■ Kontakt zur Griechischen Schule in Freiburg: alexandros.simpas@hotmail.com (Alexandros Simpas)



Die Vereinigten Staaten der Buluts

Von Ergün Bulut

»Familia, Familia« ruft unser Salsalehrer Damian, wenn er uns was erklären will und er um die Aufmerksamkeit ringt. Damit meint er aber eigentlich, dass wir zusammen gehören. Zumindest auf der Tanzfläche. Aber ist das außerhalb der Tanzfläche anders? Ich würde sagen nein.

Wir gehören zusammen, weil wir Weltbürger sind, nicht weil wir Staatsbürger in irgendeinem Staat sind. Was zu einem Familienbegriff gehört, bestimmten wir ein Stück weit selber. Was aber nicht dazu gehört ist der Rassismus. Den Rassismus braucht vermutlich der Kapitalismus, wir aber nicht. Ich kann meine/n Partner/Partnerin wählen und eine Familie gründen. Über die Grenzen hinaus grenzenlos glücklich werden ist möglich, wenn man im weitesten Sinne seine Familie erweitern kann. Freunde aus allen Länder geben einem das Gefühl: Wir gehören zu einer große Familie, also zu den United States of the World.

Zu diesen gehören auch die United States of Buluts, also meine Familie im engsten Sinne. Wenn ich meinen Bruder in Toronto frage, was ihm dort so gefällt, sagte er: »Na ja, wann und wo konnte ich daheim in Istanbul mit jemandem aus Brasilien frühstücken?« Er meinte weiterhin: »Du bist schon im Vorteil, weil du in Deutschland lebst. Wenn du mit deiner kleinen Community frühstücken willst, liegt Istanbul nur in 2½ Stunden Entfernung.«

Meine Schwester, die in Istanbul lebt, sehnt sich sehr nach Freiburg. Leider muss sie als einziges Geschwister in Istanbul bleiben, da unsere Mama alleine ist. Nach dieser Stadt, in der sie fast drei Jahre gelebt hat; sie fühlt sich in Freiburg wohl und heimisch. Mein Bruder in der Schweiz fühlt sich dort wohl, aber er regt sich über die Schweizer auf und dabei bringt er mich voll auf die Palme. Wenn wir Brüder uns treffen, sind wir nicht ganz vollständig, immer fehlt jemand. Aus nachvollziehbaren Gründen! Denn für manche ist die Türkei politisch sehr heikel. Auch wenn wir, die Geschwister, uns in Istanbul treffen, dann lachen wir, weinen wir, wir erzählen uns witzige Anekdoten über einander, über die Schwester und über die Eltern. Dann bestellen wir noch einen Tee für denjenigen Bruder, der fehlt. Also fühlen wir uns in Istanbul vollzählig. Mit einem warmen Tee wird es uns warm ums Herz. Wenn wir uns dann mal in der Schweiz treffen, sind wir fast immer vollständig. Bis zum Tod von unserem Papa. Letztes Jahr aber waren wir dann vollzählig, mit Papa im Herzen. In Erinnerung an ihn haben wir geweint, gelacht und noch ein Glass Tee bestellt. Ein warmer Tee wärmt das Herz!

■ Ergün Bulut kam als politischer Flüchtling in die »Bunte Republik Deutschland«. Er ist Sozialarbeiter, aktiv in der Linken Liste und im S.U.S.I.-Projekt, DJ und Kabarettist.



▲ Ungarisch – deutsch – peruanisch: eine weitere bunte Familie.

Foto: kwasibanane Familienarchiv

Es ist immer lustig bei uns

Eine Familie, die die Welt größer macht

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Wahrscheinlich haben Sie den Film *Monsieur Claude und seine Töchter* gesehen ... Es war ein Publikumserfolg: 12 Millionen Besucher in Frankreich und 3,6 Millionen in Deutschland. Walter Blauth – Webdesigner aus Freiburg – hat den Film nicht gesehen, wurde aber sehr oft darauf angesprochen. In der Culture-Clash-Komödie sind die Töchter des Monsieur Claude mit einem Juden, einem Araber, einem Chinesen und einem Afrikaner verheiratet. Die Familie von Walter ist nicht weniger bunt: Walter kommt aus Polen, verheiratet ist er mit einer Bayerin; seine Schwester ist mit einem Italiener zusammen, ihre älteste Tochter hat einen türkischstämmigen Mann, die anderen beiden sind mit einem Portugiesen und einem Vietnamesen liiert. Wie funktioniert das so im Leben?

InZeitung: Im Film wird ja schon ein Familientreffen zum Problem, weil jemand z. B. kein Schweinefleisch isst, von Gesprächen ganz zu schweigen. Fast jedes Thema ist heikel.

Walter: Bei uns wird italienisch, türkisch und schlesisch gekocht: Sma-kovki, Barschtsch, gerollte türkische Sachen, und Enzo als Italiener ist immer für den Kaffee zuständig. Schweinefleisch ist auch dabei, und wenn jemand es nicht isst – z. B. Murat oder Simon, mein Sohn, der Vegetarier ist – essen es eben die anderen. Themen unserer Gespräche sind oft die letzten Reisen, z. B. Iris mit Dan nach Vietnam oder ein gemeinsames Interesse: die

Fotografie. Pedro aus Portugal und ich interessieren uns beide für Fotografie. Allerdings habe ich eine etwas andere politische Ausrichtung als meine Schwester, wir wissen das beide und es ist selten unser Thema, aber man kann alles ansprechen, nichts ist tabuisiert.

Man ist neugierig auf einander und merkt wie gleich und doch unterschiedlich man ist. Murat und Dan sind hier geboren, sie sind praktisch deutsch. Doch wenn wir zusammen sind, fühle ich die Welt größer, Informationen über Politik in Italien z. B. bekomme ich aus erster Hand, die Qualität ist anders, man kann sich hineinfühlen, wie die Leute auf verschiedene Ereignisse reagieren. Und wir sprechen nicht nur: Wir spielen viele Würfelspiele auf dem Tisch; es wird viel gelacht, es ist immer lustig, deshalb gehe ich auch so gerne zu meiner Schwester nach Reutlingen, und jedes Mal, wenn ich zurück fahre, denke ich: Wow! Was für ein schöner Tag!

Und was meinen deine Schwester, eure Eltern und Schwiegereltern dazu?

Gabi ist sehr glücklich, sie hat einen guten Kontakt zu ihren Schwieger-söhnen. Sie wohnen fast alle in einem Haus. Es ist ihre Gabe, Leute zusammen zu bringen. Von den Schwiegereltern habe ich nur die Mama von Murat gesehen, mit ihrem Kopftuch sieht sie sehr traditionell aus und sie spricht nicht so gut Deutsch. Aber wir haben genügend Übersetzer, weil auch die Kinder von Alexandra und Murat türkisch sprechen.

Für meine Eltern war es eine Art Lernen. Ihr Horizont sollte sich öffnen,

das war eine Überwindung für sie. In den kommunistischen Ländern war der Nationalismus sehr stark und das Fremde war das, was man nicht gesehen hat. Und plötzlich kommen alle diese Schwiegereltern aus verschiedenen Kulturen zu Besuch nach Polen. Aber man wächst da hinein, es ist eine Familie und die ist groß, das Haus ist voll und es ist lustig. Gut ist natürlich, dass wir alle Deutsch sprechen, so wie meine Eltern – Schlesisches Deutsch. Meine Mutter versteht sich mit Enzo besonderes gut, die beiden haben einen ähnlichen Humor.

Sind alle Witze immer pc?

Man macht viele Witze, aber es bleibt auf der persönlichen Ebene, es rutscht nicht in die Richtung ›... weil du Italiener bist.‹

Die französische Kritik meinte, es fehle dem Film an Leichtigkeit in Umgang mit dem Thema, in Deutschland monierte die Presse, dass es dem Film an Ernsthaftigkeit mangle. Was meinst du zum gesellschaftlichen Umgang in Deutschland mit solchen Themen?

Hätten alle mehr Erfahrungen, mehr direkte Kommunikation mit anderen, wie in unserer Familie, wäre die ganze Diskussion darüber bodenständiger. Manchmal hört man im Fernsehen solche Theorien ... die Realität ist ganz anders. Das Deutsche wird durch die Migration lebendiger, breiter, die Kinder werden nicht so typisch deutsch wie das Vorurteil es sagt, sondern auch deutsch, aber mit einer anderen Empfindung für das was deutsch bedeutet.

Sechs schiefe Ansichten

Widerworte zur Verwertungslogik in der Migrationspolitik

Von Johanna Wintermantel

1. Armutsmigration. Die von Armut am meisten betroffenen Menschen sind meist nicht in der Lage, aus einem Land zu fliehen. Flucht motive sind vielfältig. Armut kann ein Faktor sein, meist sind jedoch andere Motive wie Verfolgung, mangelnder Schutz durch staatliche Organe und Mehrfachdiskriminierung damit verbunden. Armut selbst ist in der Regel Folge von – eventuell jahrhundertelanger – Diskriminierung.

2. Armutsmigration ist verwerflich. Armut ist gemacht und kein individuelles Problem, mit dem andere nicht belästigt werden dürfen – das gilt auch für Menschen in anderen, reicheren Staaten. Die zunehmende globale Ungleichverteilung von Reichtum bewirkt Wanderungsbewegungen. Das kann nicht denen angelastet werden, die bisher qua Geburt in einem weniger reichen Land zu den VerliererInnen gehören.

3. Armutsmigranten sind Sozialtouristen. Sozialleistungen bedeuten kein attraktives Luxusleben. Das Asylbewerberleistungsgesetz sieht eine starke Reglementierung der BezieherInnen vor, die medizinische Versorgung ist unzureichend. Wenn die Behörden der Ansicht sind,

jemand sei eingereist, um Sozialleistungen zu beziehen, können sie genau diese Leistungen unter das Existenzminimum kürzen. Viele Betroffene wären aus diesen Gründen lieber unabhängig vom Staat. Außerdem sind viele für einen dauerhaften Aufenthalt auf einen Job angewiesen. Wenn viele Asylsuchende dennoch nicht arbeiten, liegt das an den deutschen Gesetzen, die ihnen Arbeit in den ersten drei Monaten generell verbieten und später hohe Hürden für eine Arbeitserlaubnis aufbauen.

4. Wenn Flüchtlinge fleißig arbeiten, ist alles bestens. Es gibt viele Flüchtlinge, die gern arbeiten würden und solche, die dazu noch *hochqualifiziert* sind. Sie als Vorbilder darzustellen, geht aber in die falsche Richtung: Den Maßstab bilden noch immer die Bedürfnisse der deutschen Wirtschaft nach neuer (billiger) Arbeitskraft. Das deutsche Arbeitsverbot suggeriert, arbeiten zu dürfen sei ein Privileg. In Ländern wie Italien, wo ein legaler Aufenthalt an einen Arbeitsvertrag geknüpft ist, zeigt sich:

Die Abhängigkeit ist enorm; es zählen wieder nur die Wirtschaftsinteressen. Auf der Strecke bleiben auch hier Freiheit und Menschenrechte.

5. Wir müssen die schnell wieder loswerden. Die Stimmungsmache gegen angebliche ArmutsmigrantInnen höhlt das Asylrecht aus. Länder, aus denen Menschen auch aus ökonomischen Gründen fliehen, werden reihenweise als *sicher* eingestuft, wodurch die Asylträge dieser Flüchtlinge als *offensichtlich unbegründet* abgelehnt werden. Dies hat weitere Folgen, z. B. können Ausländerbehörden gegen sie nach dem geplanten neuen Aufenthaltsgesetz Aufenthalts- und Einreiseverbote verhängen, und es gab dieses Jahr keinen Winterabschiebestop für die betroffenen Länder.

6. Wir helfen den armen Flüchtlingen. Die Diskurse und Gesetze gegen vermeintlich *unnütze* Flüchtlinge betreffen nicht nur diese selbst, sondern die ganze Gesellschaft. Eine solche Gesellschaft sondert Menschen aus, die ihr zufolge kein Recht haben hier zu leben, weil sie als *unnützlich* deklariert werden. Diese desaströse Tendenz verkennt den unermesslichen immateriellen Reichtum, den jeder Mensch als einzigartiges Individuum mit sich bringt, und sei er ein *Armutsmigrant*.

▼ Flüchtlingskinder auf Freiburger Bleibrecht demonstration.

Foto: kwasibanane



Qualifiziert – Behindert – Abgeschoben?

Mohammad Taher lebt in einem Asylbewerberheim in Freiburg. Er ist 38 Jahre alt, ist 2011 aus Afghanistan geflohen und schließlich 2014 in Deutschland eingereist. Obwohl er eine 100-prozentige Schwerbehinderung hat und auf den Rollstuhl angewiesen ist, wurde sein Asylantrag in Deutschland als unzulässig abgelehnt, er sollte nach England überstellt werden. Dort wurde auch bereits ein Asylantrag abgelehnt, so dass ihm dort die direkte Abschiebung nach Afghanistan droht.

Trotz Behinderung, die seit einer Kinderlähmung besteht, hat er in Afghanistan das Abitur gemacht und an der Pädagogischen Hochschule studiert. Er arbeitete für eine Logistikfirma als Dolmetscher. Er spricht Dari, Pashto, Urdu, Englisch und etwas Deutsch.

Als Schwerbehinderter erlebte Mohammad in Afghanistan verbale und körperliche

Gewalt. Mohammads Familie wurde in Afghanistan verfolgt. Der Vater, General der Armee, weigerte sich, mit den Taliban zu kooperieren und wurde deswegen 2009 umgebracht. Ein 16-jähriger Bruder wurde in der Schule erschossen. Auch zwei weitere Brüder und die Mutter wurden ermordet. Seine Schwester lebt schon lange in Freiburg und ist die einzige direkte Verwandte in Europa.

Darum wurde eine Petition beim Petitionsausschuss des Bundestags und ein Eilantrag beim Verwaltungsgericht Freiburg eingereicht, es wurde aber noch nicht entschieden, ob das Asylverfahren in Deutschland stattfinden kann.

Mohammad geht täglich in eine Reha-Einrichtung. Er möchte gern einen Sprachkurs besuchen, wofür ein besserer Rollstuhl dringend notwendig ist.

■ Infos zu Spenden und Online-Petition: www.inzeitung.de/aktuelles

Deutschland, wir sind schon da!

Von Cristina L.

Seit einer Weile heißt es: »Kräftemangel auf dem deutschen Arbeitsmarkt« und »Es werden händeringend gut ausgebildete Kräfte gesucht«. Und diese gibt es nicht hier, sondern sie müssen aus anderen Ländern kommen. Es soll für sie im Ausland erworben werden.

Und was ist mit denjenigen, die schon länger hier sind und Arbeit suchen? Zusammen mit deutschen Kollegen erstarren sie in Langzeitarbeitslosigkeit. Niemand will sie haben! Viele sind gut ausgebildet, manche brauchen noch etwas dazu, aber sie sind fit und können lernen. Sie sind schon hier und sie sind gut. Und sie leiden.

Was soll eigentlich ein hoch qualifizierter neuer Migrant bringen? Ich spreche mehrere Sprachen, habe ein Studium mit Diplom, eine Ausbildung in Deutschland

und viel Erfahrung. Trotzdem bekomme ich seit Jahren keine Arbeitsstelle.

Und niemand versteht warum. Mein Mann hat auch eine gute Ausbildung und eine Menge Erfahrung. Aber er wird nicht gebraucht. Unser Leben ist seit langem traurig. Dabei könnten wir so viel geben. Doch die Arbeitgeber weigern sich. Was sind wir wert? Nicht mal ein Vorstellungsgespräch oder ein Praktikum? Zu alt, zu anders, nicht gut ...?!

Auch jüngere Migranten haben hier dasselbe Schicksal: ein oder mehrere Studiengänge, mehrere Sprachen, Fleiß.

Migranten haben viel Potenzial, das nicht wahrgenommen wird. Ein Wert, der nicht gesehen und nicht anerkannt wird. Es gibt keinen Kräftemangel, sondern eher keinen Willen die Menschen hier zu finden und ihren Wert einzusetzen. Deutschland, wir sind schon da!



iParticipate

Von Susanne Einfeld

Stellen Sie sich vor, Sie sind FreiburgerIn, leben seit Jahrzehnten in dieser Stadt, in der Sie Ihre Kinder aufgezogen haben und in der Sie Steuern zahlen – aber Sie dürfen nicht politisch wählen. Weder bundesweit noch kommunal. Was für alleingesessene Bürger absurd klingen mag, ist für mehr als 10 % der Einwohner Realität.

Mehr als 22.000 Menschen aus sogenannten Drittstaaten, also Nicht-EU-Ländern, haben keine Möglichkeit zur offiziellen politischen Teilhabe. Ihnen bleibt, sich als Mitglied im Migrantinnen- und Migrantenbeirat (MB) der Stadt Freiburg am politischen Diskurs zu beteiligen und den vielfältigen Interessen und Bedürfnissen zumindest Gehör zu verschaffen.

Im Hinblick auf die anstehenden Neuwahlen im Juli 2015 organisierte der amtierende MB zusammen mit dem europäischen Projekt iParticipate Ende Februar die Zukunftswerkstatt Politische Partizipation im Stadtteilzentrum Haslach. Hier wurden ausführlich Möglichkeiten, Ist-Zustand und Visionen beleuchtet. Der Freiburger Wahlkreis 100%, der das deutsche Teilprojekt durchführt, stellte zu Beginn die Ziele des Projektes vor. Zwischen 2002 und 2014 hatte der Wahlkreis 100% anlässlich der verschiedenen Wahlen symbolische Wahllokale eingerichtet und damit verdeutlichen können, dass es vielen Menschen wichtig ist, am politischen Geschehen in Freiburg und in Deutschland teilzuhaben.

Ein weiteres Ziel ist die Stärkung der Rolle des MB, der bislang zwar zum Mithören und Mitdenken aufgerufen ist, aber nicht zum Mitgestalten. Die Vorträge und Diskussionen zeigten, dass es Bedarf nach Verbesserungen gibt: So sollten die Informationswege zwischen städtischer Verwaltung verkürzt werden und es wurde ein Patenmodell vorgeschlagen, in dem ein Stadtrat und ein bis zwei MigrantInnen in den ersten 100 Tagen der MB-Amtszeit einander informieren und unterstützen. Wahlwerbung sollte auch in mehr verschiedenen Sprachen als bisher und auch vor Ort in Flüchtlingswohnheimen stattfinden. Und nicht zuletzt sollte der Facebook-Auftritt des MB speziell auch die jüngere Generation ansprechen und motivieren.

►► www.iparticipate.eu (englischsprachig)

Im Sommer wird gewählt

Was interessierte Kandidierende wissen müssen

Das Gespräch führte Susanne Einfeld

Die Wahlen zum neuen Migrantinnen- und Migrantenbeirat (MB) der Stadt Freiburg finden am 19. Juli statt. Wie bei der letzten Wahl 2010 können alle Ausländerinnen und Ausländer, so wie Eingebürgerte die Personen wählen, die sie in der Stadt Freiburg vertreten sollen. Geändert hat sich das Wahlverfahren, die Listenwahl wurde auf eine Personenwahl umgestellt. Denken Sie daran zu kandidieren? Was würde es für Sie bedeuten? Die InZeitung stellte einer noch amtierenden und zwei ehemaligen Mitgliedern des MB folgende Fragen:

Was bedeutet(e) es für dich, am MB in Freiburg teilzuhaben?

Meral Gründer (MG, amtierende Vorsitzende des MB): Als Bürgerin dieser Stadt und damals ohne deutschen Pass bedeutet(e) die Mitarbeit im MB die einzige Möglichkeit zur Teilhabe am politischen Diskurs und der Meinungsbildung auf der Ebene der Kommunalpolitik. Die beste Möglichkeit also, unter den gegebenen Bedingungen die Probleme und Anliegen von Migrantinnen und Migranten aus über 170 Ländern zu kanalisieren und konkret mit städtischen Entscheidungsträgern zu diskutieren.

Ali Demirbükler (AD, Mitglied des MB): Es bedeutete für mich, sozialpolitische

Verantwortung für meine Gesellschaft zu übernehmen. Ich konnte mich so für bessere Lebensbedingungen einsetzen.

Viktoria Balon (VB, ehemaliges Mitglied des MB): Als neu gewählte Beirätin gründete ich zusammen mit Coinneach McCabe im Jahr 2000 die Medienkommission des MB, 2005 dann mit Monica Alarcon und Lorena Marin die Kulturkommission. Highlights waren die Interkulturellen Feste und die Entstehung der InZeitung. Beides kostete viel Durchhaltevermögen und Zeit, die aber definitiv nicht verschwendet war.

Worin liegt der Wert der Arbeit des MB, was kann er tatsächlich bewegen?

MG: Die Mitglieder des MB haben zwar ein Mandat, aber keine Stimme. Die Arbeit hat somit einen eher ideellen Wert. Dieser liegt in jedem Engagement, sei es noch so klein. Deshalb müssen die Anliegen der MigrantInnen gehört und bestenfalls in wichtige Entscheidungen der Stadt integriert werden.

AD: Der MB kann politisch durchaus viel bewegen, denn er ist das Sprachrohr der MigrantInnen und hat direkten Kontakt zu den Gemeinderäten und der Stadt Freiburg.

VB: Wichtig ist, dass der MB politisch aktiv ist und Themen aufgreift, die von der Stadt nicht gesehen werden. Auch ohne Mitspracherecht kann der MB viel bewegen – z. B. gäbe es ohne ihn diese Zeitung nicht.

Was möchtest Du den zukünftigen Mitgliedern des MB mit auf den Weg geben?

MG: Es sind dicke Bretter, die gebohrt werden müssen, es braucht viel Ausdauer und Motivation. Klare Strukturen sollten da sein, damit nicht wertvolle Energie verloren geht. Versucht nicht alles selbst zu machen, das überfordert ein ehrenamtliches Gremium, sondern fordert die Politik und Verwaltung: Es ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe!

AD: Ihr habt damit die Möglichkeit, etwas Gutes für eure Zukunft, für die eurer Kinder und für die Zukunft der Gesellschaft zu tun. Euer ehrenamtlicher Beitrag dient besseren Lebensbedingungen in unserer Gesellschaft.

VB: Schließt Euch zusammen, nicht nach Nationalitäten, sondern nach politischen und kulturellen Interessen! Konkrete Ziele und Projekte sind wichtig. Und bringt Zeit mit, und Überzeugung!



Interessierte, die für den Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg kandidieren möchten, sollen sich ab dem 30. April beim Wahlamt per Email melden. Sie erhalten dann Bewerbungsunterlagen und können sich bis zum 21. Mai beim Wahlamt aufstellen lassen.

Wahlamt

Fahrenbergplatz 4, 79098 Freiburg,
0761 201-5520 (Herr Kapp),
wahlamt@freiburg.de

Was der Beirat macht

Die Beiräte kämpfen gegen Ungleichbehandlung und Diskriminierung.

Sie engagieren sich für Bildungschancen, für Integration in Kindertagesstätten und Schulen.

Sie machen sich für die Förderung ausländischer Vereine stark.

Sie organisieren mit großem Elan kulturelle oder politische Veranstaltungen und internationale Feste.

Sie vertreten gegenüber Verwaltung und Politik die besonderen Belange der ausländischen Bevölkerung und haben dort Mitsprachemöglichkeit. Wenn ernsthafte Interessen auf dem Spiel stehen, gehen sie notfalls auch auf die Straße, um Protest zu äußern und Widerstand zu leisten.



Matar saudade

Brasilianischer Karneval in Freiburg

▲ Leute von heute

Von Viktoria Balon

Edilene und Teresina tragen das Gleiche: enge gestreifte Kleidchen und gestreifte Hütcchen, Schlösser an den Halsketten und *Bling-Bling* am ganzen Körper.

»Wir haben versucht, von Brasilien aus nach Amerika zu segeln und sind gescheitert, im Gefängnis gelandet und wegen dieses Festes aus dem Gefängnis ausgebrochen,« erklären die schönen Zuchthauslerinnen. Die Brasilianerinnen aus der Freiburger Umgebung sind seit 18 Jahren beste Freundinnen und gehen immer zusammen – wie Zwillingsschwestern – auf die so genannten *Conexão Brasil-Partys*. Sie haben sich drei Stunden Zeit genommen für die Verkleidung und schön gemacht; danach sind sie 30 km gefahren. »Wegen dieser speziellen Atmosphäre und diesem Flair fühlen wir uns bei *Conexão Brasil* wie zu Hause«, sagen sie.

Das Zuhause sieht so aus: Der Club-Raum im Waldsee ist kaum wieder zu erkennen! Es hängt allerlei bunte Dekoration von der Decke, sie streift über die Köpfe der Tanzenden. Auf einer Seite ist ein großer Rahmen aufgestellt, hinter dem jede Person posieren und sich fotografieren lassen kann. Sich daneben stellen, die Schönsten und Einfallsreichsten zu beobachten, ist auch spannend: Eine

Indianerin, ein(e) Marienkäfer(in), eine schwarze Katze, eine mittelalterliche Dame mit Mantilla und ein Mann schlicht im Bademantel. Glitzernde Hüte und Narrenkappen, Federn, Absätze und Perücken...

»Naja, schon wegen des Wetters kann man hier nicht so wenig tragen wie bei uns in Brasilien«, sagt Gislena L., »aber die Atmosphäre und die Dekoration sind fast wie dort. Es ist eben die Mischung, die es ausmacht: Es gibt auch Samba und traditionelle Afro-Musik, aber auch neue Musik, und es sind nicht nur Brasilianer hier, sondern auch Deutsche und andere, die Portugiesisch sprechen oder sich mit der afrobrasilianischen Musik identifizieren.«

So wie Anska und seine Frau Ann-Marie – ein deutsches Paar mittleren Alters in Moulin-Rouge-Kostümen. »Hier ist es wie in einer großen Familie, alle sind ganz offen und herzlich und kommunikativ. Es ist so bunt hier, weil die brasilianische Kultur an sich schon multikulturell ist: Afrikaner, Asiaten, Deutsche, Italiener – und das spiegelt sich hier wider«, sagt Anska.

In einem schneeweißen Anzug und mit Zylinder über den Rastazöpfchen begrüßt Pedro die Gäste gleich am Eingang; ebenso angezogen sind auch Marcio und Hauf, die zwei DJs. »*Conexão Brasil* ist die Geschichte von drei Freunden: die der brasilianischen Einwanderer Marcio und Hauf,

und die von mir: ich bin in Freiburg geboren, der Sohn einer brasilianischen Mutter und eines deutschen Vaters«, sagt Pedro. Alle drei Gründer des *Conexão Brasil* sind sehr jung, der 22-jährige Pedro machte erst vor einem Jahr sein Abitur, und jetzt will er in der Eventbranche arbeiten. »Meine Mama ist mein Vorbild. Laura ist eine große Persönlichkeit, viele Freiburger kennen sie durch die brasilianischen Feste, die sie organisierte, aber auch als Sängerin in verschiedenen Bands, zum Beispiel am brasilianischen Essensstand in der Markthalle. Sie lebt jetzt in Brasilien, und ich mache hier nun weiter so wie sie. Es war ein Geschenk für mich, in zwei Kulturen aufzuwachsen, ich will es nutzen. Wir wollen ein bisschen Brasilien nach Freiburg bringen. Deutschland ist so anders, viele Brasilianer haben Sehnsucht, und wir wollen *matar saudade* – die Sehnsucht töten.«

Das Team hat diese Party inzwischen an mehreren Orten veranstaltet; jetzt haben sie sich dazu entschieden, sie in Zukunft hauptsächlich im Waldsee und im Gewölbekeller der Harmonie stattfinden zu lassen. Dort kann man jetzt einmal im Monat zusammen mit *Conexão Brasil* Sehnsucht töten (oder erfüllen), und: Immer mehr Nicht-Brasilianer machen mit!

■ »*Conexão Brasil*« ist auf Facebook. Dort finden Sie die nächsten Termine.

▼ Männer mit Hüten. Die Gründer von *Conexão Brasil*: Pedro, Marcio und Hauf

Fotos: Fabrizio Galuppi



InTipps

Ukraine barfuß. Multimedia Installation und Begleitprogramm von Art Palast Lviv in Kooperation mit dem E-Werk. Eine imaginäre Reise durch die Ukraine: Die Ausstellung zeigt jede Region der Ukraine in einem Video: Karpaten, Krim, Zentralukraine oder Ostgebiete. Begleitet werden die Videos von Musik und Gesang aus der jeweiligen Gegend. ■ Fr 24. April – So 17. Mai, 18:30, E-Werk Freiburg, Eschholzstraße 77 ■ Künstlergespräche und Ukrainische Kulturabende: 25. April 16:00 – 18:00, 29. April 18:30 – 20:30, 3. Mai 17:00 – 18:30, 6. Mai 18:30 – 22:00. ■ Gespräch zur aktuellen politischen Situation in der Ukraine: 13. Mai 18:30 – 20:30.

ZENOBIA – Schau nicht zurück!

Fluchtgeschichten früher und heute – Ein Musiktheaterstück. Zenobia, die »zweite« Kleopatra der Antike, flieht auf einem Boot über das Mittelmeer. Die Geschichte von Zenobia aus Syrien wird verwoben mit aktuellen Geschichten der Flüchtlinge. Syrische Flüchtlinge, Deutsche mit und ohne Migrationshintergrund erzählen durch Schauspiel, Gesang und Tanzperformance die alten und neuen Geschichten durchwoben von Humor und Satire. ■ Do 30. April, 20:30 + Fr 1. Mai, 18:30, E-Werk Freiburg, Eschholzstr. 77

Open World Stage & Masterclass

Musikalische Begegnung des alten Meisters der Weltmusik Theodosii Spassov mit jungen Talenten aus der Region. Vereinigung von Rhythmen und Melodien aus Südosteuropa und dem Balkan mit modernen Musikstilen wie Klassik, Jazz und Rock. ■ Fr 8. Mai, 17:00–20:00 + Sa 9. Mai, 10:30–14:30, Haus der Musik im Fruchtkasten, Landesmuseum Württemberg, Schillerplatz 1, Stuttgart Anmeldung: alina.lindenthal@forum-der-kulturen.de

freiburger film forum wird 30

Filme aus und über Afrika, Asien und Lateinamerika ■ Programm: www.freiburger-filmforum.de ■ Mi 13. – So 17. Mai, Kommunales Kino, Urachstraße 40

Lesung und Diskussion mit Sherko Fatah

Schriftsteller Sherko Fatah ist diesjähriger Chamisso-Preisträger. Mit dem Preis werden herausragende auf Deutsch schreibende Autoren mit Migrationserfahrung geehrt, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Sherko Fatah ist der Sohn eines Kurden aus dem irakischen Kurdistan und einer deutschen Mutter, lebte in der DDR, Wien, hielt sich länger im Irak auf und schafft jetzt als freier Schriftsteller in Berlin. Moderation: Hansjörg Bay ■ Do 14. Mai, Kommunales Kino, Urachstraße 40

Das Gespräch führte Svetlana Boltovskaia

Vom 13. bis 17. Mai 2015 feiert das *freiburger film forum* sein 30-jähriges Bestehen. *InZeitung* sprach mit Neriman Bayram, Festivalleiterin

Warum ist das freiburger film forum wichtig für unsere Stadt?

Das ist ein internationales und interkulturelles Filmfestival im kommunalen Kino. Seit 30 Jahren bietet es ein in ganz Deutschland einzigartiges Angebot einer intensiven visuellen und intellektuellen Beschäftigung mit anderen Kulturen und Lebensweisen. Obgleich das Filmforum FilmemacherInnen aus aller Welt versammelt, findet es in einem kleinen Rahmen statt, was es umso lebendiger macht. Der Werkstattcharakter und die überschaubare Größe ermöglichen intensive Diskussionen und den kulturellen Austausch sowohl unter den Filmschaffenden als auch mit dem Publikum. Zu unserem Profil gehört auch, dass wir Themen behandeln, die wichtige politische und gesellschaftliche Fragen aufwerfen. Fragen zu aktuellen Identitätspolitik, der politischen Instrumentalisierung von kultureller Identität, aber auch Fragen zur medialen und ästhetischen Vermittlung von anderen Kulturen und Minderheiten.

Was interessiert Dich persönlich am Filmforum?

Was mich auch als Besucherin immer fasziniert hatte, sind die Schwerpunktthemen und transkulturelle Querverbindungen im Programm. Dass die Perspektive eines Filmemachers aus dem globalen Süden auf die Sichtweise eines Ethnologen aus Europa trifft. Das hat immer zu spannenden Diskussionen und Begegnungen zwischen Filme-

machern untereinander und dem Publikum geführt. Nach den Vorführungen sitzen Filmemacher, Ethnologen und Freiburger zusammen und reden über den Film. Der ganze Alte Wiehrehof wird zum Ort der Begegnung und Auseinandersetzung.

Welche Filme kannst Du unseren Lesern empfehlen?

Es fällt mir schwer, einzelne Veranstaltungen hervorzuheben, da jeder Film von unserer Auswahlkommission mit Sorgfalt, langer Recherche und Begeisterung ausgewählt wird. Wer das

◀ Freiburg cannes was bieten.

Mike Schlömer und Neriman Bayram, Leitung des freiburger film forums.

Foto: Klaus Polkowski



Freiburger Fenster zur Welt

Ein Festival wird dreißig

Filmforum noch nicht kennt, empfehle ich die Rückschau auf frühere Editionen des Festivals. Wir zeigen zu unserem Jubiläum Highlights und Klassiker aus der Geschichte des ethnografischen Films. Diese wichtigen Werke, die man nur aus der Literatur kennt, kann man auf der großen Leinwand erleben. Ein Beispiel ist der Spielfilm *La Noire De...* (Senegal, 1966) des Regisseurs Ousmane Sembène, der als Pionier des afrikanischen Kinos gilt. Die Hauptperson des Films ist Douanna, eine Frau aus Dakar, die als Dienstmädchen von einer französischen Familie nach Frankreich mitgenommen wird. Dort erlebt sie, was es bedeutet, Afrikanerin zu sein. Sie erkennt, dass sie nur noch eine Ware, nicht länger Douanna, sondern nur noch *das schwarze Mädchen* ist.

Ich möchte auch den aktuellen Dokumentarfilm *L'abri* von Fernand Melgar innerhalb unseres Schwerpunkts *Migration und Fluchtbewegungen* erwähnen. In *L'abri* geht es um einen Bunker, der im schweizerischen Lausanne Flüchtlingen aus Afrika und Roma-Familien nachts Unterschlupf bietet. Jede Nacht bricht ein Kampf um die knappen Schlafplätze aus. Der Zuschauer taucht in einen tieftraurigen Parallelkosmos dieser reichen Stadt ein.

Besonders freuen wir uns auf ein neues Nachwuchsformat. Das *student's film forum* bietet jungen Filmschaffenden die Möglichkeit, Abschlussarbeiten und Debütfilme zu präsentieren.

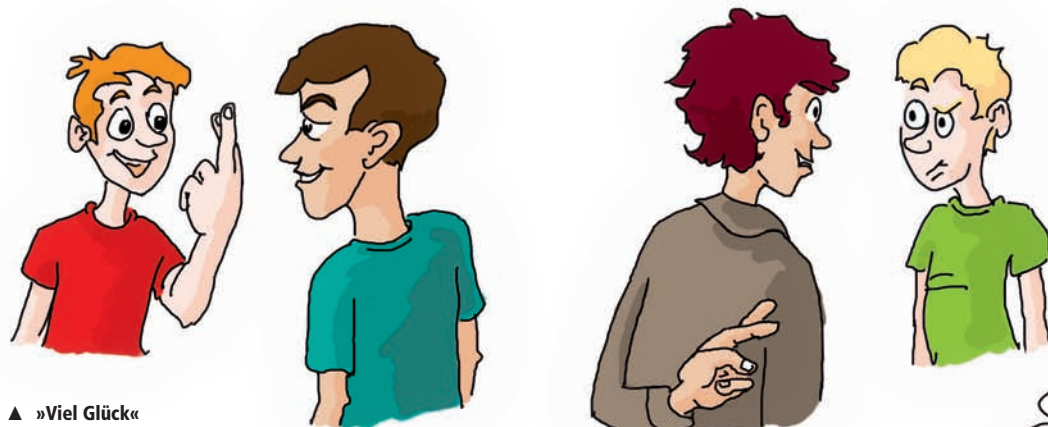
►► www.freiburger-filmforum.de

Andere Länder – andere Gesten

Wenn man in Italien jemandem für eine Prüfung oder Bewerbungsgespräch viel Glück wünschen will, dann kreuzt man die Finger – so wie auf dem Bild links. Den Ausdruck und die Geste »Ich drücke dir die Daumen« kennt man dort nicht.

In Indonesien kreuzt man die Finger immer hinter dem Rücken. So wird ausgedrückt: »Ich lüge« oder »Es ist ein Scherz«. Der Gesprächspartner sieht das nicht, daher ist die Geste eher witzig als praktisch.

Und wie ist es bei Ihnen, lieber Leser? Gibt es diese oder eine andere besondere Geste auch in Ihrer Kultur? Schreiben Sie uns bitte eine Mail an inzeitung@googlemail.com. Die witzigsten und interessantesten Beiträge werden wir publizieren.



▲ »Viel Glück«
und »Alles Lüge«

Illustration: Ingrid Petrie



▲ »Leute haben ihre Träume und teilen sie miteinander.« Preisträgerinnen in der Kategorie »bester Medienbeitrag«, Luise Grundmann (links) und Magda Kalio (rechts) von Freistunde FM. Foto: Svetlana Boltovskaia



▲ »Kulturelle Vielfalt erlebt man jeden Tag und überall.« Preisträgerin in der Kategorie »bester Foto- und Textbeitrag« Felicitas Willmann. Foto: kwasibanane

Wer hat gewonnen?

Die Gewinner unseres Jugend-Wettbewerbs **InPreis** zu den Themen »Kulturelle Vielfalt« und »Gesellschaftliche Teilhabe oder Ausgrenzung« sind Felicitas Willmann in der Kategorie »bester Foto- und Textbeitrag« und die Radio Dreyeckland-Jugendredaktion »Freistunde FM« in der Kategorie »bester Medienbeitrag«.

Lobende Erwähnungen bekommen Saskia Weissenberger und Rebecca Single, Studentinnen für Kommunikationsdesign an der HKDM Freiburg für ihren Kurzfilm »Interview mit Sprachstudenten des Goethe Instituts« sowie Marie Rapp für ihre Arbeit »Kulturschwarm«. Wir gratulieren allen Gewinnern und bedanken uns bei allen, die ihre Beiträge geschickt haben.

Was braucht es zum Fliegen?

Ein Beitrag von Freistunde FM

»Es geht in unserem Hörspiel um verschiedene Arten, ausgeschlossen zu werden. Jeder Charakter hat eigene Probleme und passt gesellschaftlich nicht rein. Aber Leute haben ihre Träume und teilen sie miteinander« – erzählen Magda Kalio und Luise Grundmann.

Oma Hedwig wohnt in einem Altersheim, ist einsam und träumt von Amerika. Die junge Musikerin Emma hat Probleme mit ihrer Mutter und Alkohol. Der Rapper Enrico ist ziemlich *assi* und hat weder Erfolg bei Emma noch bei den Plattenfirmen. Der stumme Junge Marek kann nur mit seiner imaginären Katze sprechen, über die bis zum Schluss unklar ist, ob sie tatsächlich existiert. Aber alle reden mit Marek, obwohl er ihnen nicht antworten kann. Und alles findet an einem Flugplatz statt, da die Figuren das Rauschen der Flugzeuge genießen.

Freistunde FM, die seit 2010 bei Radio Dreyeckland sendet, ist eine bunte Mischung aus Jugendlichen zwischen 13 und 21 Jahren. Magda Kalio, Luise Grundmann, Leon Koncevski, Monika Knack, Melissa Rahmani, Marie Dressel, Marina Meindl und neun weitere RedakteurInnen entwickelten das nun preisgekrönte Hörspiel bei einem

Radio-Campus am Hochrhein. »An den zwei ersten Tagen hatten wir Sprech- und Schauspieltraining. Jeder sollte sich eine Figur überlegen. Dann probten wir, wie diese Figuren miteinander verknüpft werden könnten. Anschließend schrieben wir zusammen das Skript und ein Lied. Am Schluss wurde alles auf einem Klo in einem Schweinestall auf einem fürstlichen Gutshof aufgenommen, weil dort viele Teppiche lagen und die beste Akustik war.«

Alle AutorInnen sind geborene FreiburgerInnen. Einige von ihnen gehen in die Schule, andere machen gerade ihr Abitur oder eine Ausbildung.

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich immer noch ein bisschen Bauchkribbeln vor jeder Sendung. Aber es ist super schön, Leute zu erreichen, man hat eine Stimme, die man sonst nicht unbedingt in diesem Ausmaß hätte.« sagt Luise. Magda fügt hinzu: »Wir können uns frei Themen auswählen und uns frei entfalten. Das ist das schönste an der Jugendredaktion. Deshalb sollen zu uns mehr kreative Leute kommen, um mit uns zusammen Radio zu machen.«

►► www.rdl.de/sendung/freistunde-fm-jugendradio

Kultur ist eine Blume

Ein Beitrag von Felicitas Willmann

»Mein erster Gedanke bei dem Thema Kulturelle Vielfalt war Gemeinschaft trotz Unterschiede. Meine erste Überlegung war, was verbindet denn alle Kulturen miteinander?« – sagt Felicitas.

»Meine Fotocollage ist so aufgebaut, dass der Mittelpunkt die Natur darstellt, das was uns am meisten verbindet. Der erste Blumenkranz zeigt Reis, Mais und Weizen; Lebensgrundlagen für uns alle. Der zweite Kranz veranschaulicht, was die verschiedenen Kulturen daraus für Gerichte zaubern. Der letzte Kranz stellt die unterschiedlichen Wohnorte vor, wo alle gemeinsam speisen. Ganz außen steht das Individuum, das nicht unbedingt seine Kultur präsentiert, sondern zu einer ganz anderen gehören kann.« schreibt sie in der Textbegleitung zu Ihrer Collage.

Felicitas ist in Freiburg geboren und in Villingen aufgewachsen, sie ist 19. Seit 2014 studiert sie Kunst an der PH Freiburg. Ihr Traumziel ist ein Studium an einer Kunstakademie.

»Hast dich gefreut, dass du den InPreis gewonnen hast?« – »Ja, natürlich habe ich mich gefreut. Es ist der erste Kunst-Preis, den ich gewonnen habe. Die Konkurrenz ist immer stark und die Ungewissheit ist da. Aber wenn man sich so für etwas bemüht und viel Zeit investiert, dann sieht man das auch danach im entstandenen Werk.«

»Was ist für dich das Wichtigste in der Kunst?« – »Für mich gibt es nicht nur einen wichtigen Aspekt in der Kunst, sie setzt sich aus so vielen Mosaiken zusammen, dass jedes bedeutungsvoll ist. An der Kunst liebe ich die Einzigartigkeit, die Möglichkeit zu zeigen, wer man ist, welche Wertvorstellungen man hat und dass man eine klare Botschaft senden kann.«

»Was waren bis jetzt für dich persönlich die interessantesten Erfahrungen mit »Kultureller Vielfalt?« – »Kulturelle Vielfalt erlebt man jeden Tag und überall. Meine persönlich interessantesten Erfahrungen mit kultureller Vielfalt sind meine Freunde. Erst, wenn man einer Person nahe steht, kann man in ihre Welt eintauchen.«





Impressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Redaktion:

Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sheila Susanti Dewi, Carmen Luna, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süsbier

Layout: Reinhardt Jacoby
(kwasibanane)

Lektorat: Susanne Einfeld

Korrektorat: Susanne Einfeld,
Alexander Sancho-Rauschel

Kontakt zur Redaktion: InZeitung,
Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg,
inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint zwei bis vier Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 24. 4. 2015

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Mit Ihrer Spende können Sie die InZeitung unterstützen.

Jeder Beitrag ob klein oder groß ist willkommen

Spendenkonto: InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Eine Rubrik in Kooperation mit dem Goethe-Institut

Mich hat in Freiburg überrascht, dass die Straßenbahnen so leise sind. In Sarajevo, wo ich wohne, hört man eine Straßenbahn schon eine Minute, bevor sie da ist. Hier in Freiburg hört man sie erst, wenn der Straßenbahnfahrer einen Meter hinter dir klingelt.

Lejla aus Bosnien

Es hat mich in Freiburg überrascht, dass es so schwer ist, einen Schneider zu finden. Meine Hose war kaputt und ich habe einen Schneider gesucht, der sie reparieren kann. Ich habe in der Stadt keinen gefunden. In meiner Heimat gibt es viele Schneider Aimen aus Tunesien

Von Ketevan Bakhia

Eine Legende erzählt, dass Korkoti im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Pontos an der Küste des Schwarzen Meeres zum ersten Mal zubereitet wurde – als schlichte Fastenspeise. Die georgische Verköstigungskultur ist mit der Griechischen über Kleinasien verbunden. Die Stärke der gewürzreichen und duftvollen Essenspezialitäten ist die Treue zur regionalen Tradition. So geschah es, dass Korkoti die Jahrhunderte überlebte.

Meine Großmutter Gogota kochte wie eine Göttin. Neben den vielen leckersten Kuchen und den besonderen Namen ihrer Gerichte, die in ihrem Rezeptblock zu finden waren, sah man oft in Klammern den Namen Jora geschrieben. Dies ist der Name des besten Freundes meiner Großmutter. Jora war anders: der Schneider, der Ratgeber, der Kunstkenner. Nicht zuletzt wurde Jora wie ein Gott der Koch- und Backkünste in unserer Familie verehrt. Oft hörte ich, wie meine Mutter seine Rezepte mit Kommas und Klammern, mit russischen und georgischen Begriffen am Telefon diktierte – meistens nach einem Geburtstagsfest. Dabei musste sie bei den Namen der Kinder schwören, dass sie nichts im Rezept verheimlicht

hatte – weil die Verwandten und Freunde, die das Rezept ausprobiert hatten, sich bei ihr beschwerten, der Kuchen sei nicht so weich geworden wie bei meiner Mutter oder die Füllung nicht so nussig wie bei meiner Oma. Das sind diese Zauberhände – dachte ich. Vielleicht waren auch die Geister der Ahnen im Spiel?

Korkoti

Von meiner Oma Gogota

Das Rezept von Korkoti kannte Gogota allerdings nicht von Jora, sondern aus ihrer Kindheit in der kleinen georgischen Stadt Kutaisi. Im Garten des Hauses mit dem typisch georgischen Holzbalkon, wo Gogota mit ihren Eltern und dem Bruder lebte, stand eine Holzhütte. In der Hütte lebte eine griechische Familie. Dort wurde Korkoti, diese süße Weizenpeise so gekocht, wie danach nur meine Oma es zu kochen vermochte.

Ich stelle mir vor, dass kleine Mädchen Gogota oft bei den netten Nachbarn das Essen probierte. Der griechischen Mutter oder vielleicht der Großmutter muss sie beim Kochen zugeschaut haben. War Korkoti

das einzige Rezept, was sie von den Griechen abguckte? – Das weiß ich leider nicht. Kochten die Griechen Korkoti auch am Weihnachtsabend oder in der Fastenzeit, entsprechend der orthodoxen Tradition des fleisch-, eier- und des milchlosen (modern: veganen) Speisens?

Gogota setzte am Morgen einen großen Topf mit Weizenkörnern auf den Gasherd. Fast den ganzen Tag durfte der Topf vor sich hin köcheln. Die Weizenkörner nahmen sich Zeit, gemütlich, entsprechend ihrer südlichen Natur, gar zu werden. Währenddessen bereitete Großmutter die Walnüsse für die Füllung vor. Wenn sie die Nüsse von der Ernte im Sommerhausgarten noch nicht geknackt und ausgelesen hatte, dann nahm sie ein Holzbrett, das durch die permanente Nutzung mit einer nussförmigen Delle ausgestattet war, und zerklopfte mit dem Hammer die harten Nussschalen – eine Nuss nach der anderen. Die Walnusskerne wurden dann mit einem länglichen Feldstein zerstampft. Mit der Nussmasse vermischte Gogota Zucker.

Wenn die Körner im Kochtopf nicht mehr knackig waren, wurden sie mit etwas Salz aufgeköchelt. Dann siebte Gogota den Inhalt des Topfes in einem Sieb (russisch: Durchschlag) und wusch den klebrigen Sud mit heißem Wasser ab. Die Füllung wurde in die warme Masse dazu gegeben und mit einem Holzlöffel gut durchgerührt.

Das Wichtigste beim Korkoti-Kochen ist, diese süße Speise Nachbarn vorbeizubringen.

■ Ketevan Bakhia, in Georgien geboren, lebt seit 1997 in Freiburg. Ehemalige Philologin, studierte Theologin, gut beschäftigte Mutter, Märchenzählerin und feinspürige Schriftstellerin.

▼ Korkoti

Foto: Susanti Dewi



Rezept für gute zehn Portionen

- 1 kg Weizenkörner
- ½ Becher Zucker
- ½ Tasse Honig
- 1 Tasse Walnusskerne
- Rosinen – nach Geschmack
- ½ Teelöffel Salz
- Die Weizenkörner mit reichlich Wasser bedecken. Man kann sie die Nacht davor einweichen und dann kochen bis sie weich sind (etwa eine Stunde). Eine Prise Salz am Ende ins Kochwasser geben! Die weich gekochten Körner durchsieben und unter dem heißen Wasserstrahl kurz abspülen.
- Füllung: Die Walnusskerne klein hacken oder mahlen. Zucker, Honig und Nüsse mischen. Die Füllung den noch warmen Weizenkörnern hinzufügen und in einer Salatschüssel gut durchmischen.
- Je nach Geschmack mit Rosinen, etwas Zimt oder Vanillezucker verfeinern.
- Kalt servieren.